

Star-Steamer

- Mit Volldampf durchs Weltall -

Fantasy

von

Michael H. Schenk

© M. Schenk 2011

Prolog

Die Ölkriege und die Wasseraufstände der vergangenen Jahre waren endlich vorbei, und ihre Auswirkungen hatten das politische Antlitz der Erde ebenso dramatisch verändert, wie die Veränderungen der Klimazonen. Energie war zu einer knappen Ressource geworden. Das europäische Festland stöhnte unter Treibhausklima und Monsun, die nördlichen Staaten wurden hingegen aus gutem Grund als „Nebelländer“ bezeichnet. Die Hoffnung auf die Nutzung der riesigen Solarkraftanlagen in Afrika hatte sich zerschlagen. Sie befanden sich fest im Besitz der Warlords und den europäischen Staaten blieb nur die Wahl, sich ausbeuten zu lassen oder neue Wege der Energiegewinnung zu gehen. Die Nutzung der Dampfkraft wurde zum Fundament jeglicher Zivilisation.

Kaum berechenbare Elektrostürme schränkten die Nutzung von Kommunikationseinrichtungen dramatisch ein und das weltweite Internet war aufgrund des nicht zu behebbenden Virenbefalls endgültig abgeschaltet worden. Nur wenige Computer arbeiteten noch, streng abgeschirmt von der Außenwelt und jeglicher externer Verbindung. Mechanische Rechenggeräte ersetzten die elektronische Datenverarbeitung und das globalisierte Wirtschaftssystem war zusammengebrochen. Soziale Unruhen und Aufstände fegten alte Regierungen und Nationen hinweg. Manche verschwanden für immer von der politischen Landkarte oder wurden von anderen aufgesogen.

Das kleine Königreich von Britannien war noch immer eine Insel oder vielmehr ein Verbund von Inseln, und dies hatte dazu geführt, dass seine Monarchie die Zeiten der Unruhe weit besser überstand, als die Staaten auf dem europäischen Festland. England war noch immer England und wie so oft stand das Schicksal des Inselreiches auf des Messers Schneide.

Kaiser Napoleon III. hatte seine Regimenter zum Siegeszug durch Europa geführt. Französische Dampfpanzerbataillone patrouillierten mit polnischen Ulanen an der russischen Grenze. Bayern nutzte die Gelegenheit, verbündete sich mit dem Franzosenkaiser, und vertrieb mit dessen Hilfe die verhassten Preußen aus Berlin. Viele von diesen waren in die Nebelländer geflohen. Nebelländer wie das Königreich England, welches sich wieder einmal einer überwältigenden Übermacht gegenüber sah.

Während Napoleons Truppen mit den bayerischen Elitedivisionen der „Krachledernen“ an der Atlantikküste standen, musste Britannien um sein Überleben fürchten. Noch herrschte ein unsicherer Friede, doch jeder spürte, dass der Krieg unausweichlich schien.

Drei Dinge würden über Englands Schicksal bestimmen – Die Royal Navy, der englische Nebel und die Effektivität britischen Dampfes.

1

Es war der typische englische Nebel, der über dem Inselreich lag. Er schien das Meer und Britannien in eine Schicht dichter Watte zu hüllen. Eine undurchdringlich scheinende Lage weißen Dunstes, die in zwanzig Metern Höhe abrupt endete und über der sich die Umrisse der schottischen Küste in

sternklarer Nacht erhoben. Die Nebelbank ragte weit auf das Wasser hinaus, bevor sie sich, überraschend schnell, auflöste und den Blick auf das Meer freigab. Der Nordatlantik war überraschend ruhig. Eine Seltenheit in den Gewässern vor den zerklüfteten Inseln der Hybriden.

Auf dem Nebel schien ein merkwürdiger Gegenstand zu schwimmen. Er ähnelte einem altertümlichen Waschzuber, in dem sich ein Mann befand, der aufmerksam umher spähte und sich überwiegend auf das frei sichtbare Wasser des Nordatlantiks konzentrierte. Inmitten des „Waschzubers“ ragte ein kurzer Mast ohne Segel auf, der den Eindruck noch verstärkte, dass es sich um ein ungewöhnliches Wasserfahrzeug handelte, welches irrigerweise über den Dunst hinweg glitt. Es wiegte sich leicht hin und her, als folge es dem Fluss der Wellen und in gewisser Weise war dies auch so.

Der Mann sah sich abermals um, musterte den Nebel mit skeptischem Blick und beugte sich dann über ein kurzes Rohr, welches aus dem Rand des Waschzubers ragte.

„Der Nebel steigt auf“, rief er in einen metallenen Trichter. „Ich brauche mehr Dampf in den Mast, damit der Korb höher kommt.“

Irgendwo, aus dem Dunst des Nebels, war ein gedämpftes Rumpeln zu hören, und der Mann legte die Hand auf einen Hebel, als sich der Waschzuber anhub. Nun wurde deutlich, dass er sich an der Spitze eines Mastes befand, dessen Teleskopelemente sich nun unter dem Druck des einströmenden Dampfes weiter auseinander schoben. Der Beobachter fluchte leise, als er den Hebel umlegte und es dabei zischte. Eine kleine Dampfwolke stieg auf, an der er sich beinahe die Hand verbrühte hätte.

„Sagt dem Chief, er soll sich den verdammten Mast einmal vornehmen“, knurrte er missmutig in das Sprechrohr. „Das verdammte Ventil ist undicht und ich hätte mir fast die verdammte Hand verbrannt.“

Etliche Meter unterhalb seiner Position sahen sich zwei sehr unterschiedliche Männer an und mussten gleichzeitig lächeln. Einer von ihnen klopfte gegen das Gegenstück des Schalltrichters. „Der Chief steht direkt neben mir und ich werde es ihm ausrichten“, meinte er freundlich. „Aber es ist nun einmal ein altes Mädchen und gelegentlich lässt sie etwas Dampf ab.“

Das „alte Mädchen“ war ihrer britannischen Majestät Dampfkannonenboot *Thunderer* und das kleine Kriegsschiff war tatsächlich alt und hätte längst außer Dienst gestellt werden sollen. Aber die Küsten des Inselreiches waren lang und es gab nie genug Schiffe, um sie zu überwachen. So war auch *H.M.S. Thunderer* noch immer ein Bestandteil der Royal Navy, wenn auch sicher einer der ältesten.

Als ihr Rumpf in Liverpool zum ersten Mal das Salzwasser der See gekostet hatte, war sie ein hochmodernes Novum gewesen. Das Dampfkannonenboot stellte einen Kompromiss dar, zwischen der Erfordernis von schnellen und gut bewaffneten Einheiten, und der Notwendigkeit, die Schiffe kostengünstig und in größerer Stückzahl bauen zu können. Davon abgesehen, gab es immer einen Mangel an Besatzungen für die Schiffe der Royal Navy. Meist brachten Kompromisse etwas hervor, das niemanden wirklich zufrieden stellte. Dies galt auch für *H.M.S. Thunderer*.

Ihre Prat&Whitney-Dampfturbinen brachten sie auf fünfundzwanzig Kilometer in der Stunde und sie war, für die damalige Zeit und ihre Schiffsklasse, ungewöhnlich schwer bewaffnet. Anstelle der

sonst üblichen Rotationsdampfgewehre führte sie eine einzige Dampfkanone, wie sie sonst erst auf den großen Fregatten ihrer Majestät zu finden waren. Die *Thunderer* war ein schnelles und stark bewaffnetes Schiff und diese Vorzüge mussten mit einigen Nachteilen bezahlt werden. Es gab keine effektive Panzerung und so gut wie keinen Komfort für die siebzehn Männer und Frauen der Besatzung. Die Lordadmiralität hielt Bequemlichkeit auch nicht für erforderlich, da die neue Thunderer-Klasse nur in küstennahen Gewässern operieren sollte.

Inzwischen war das kleine Schiff alt geworden, die Kolben der Dampfmaschinen waren ausgeschlagen, und die Ventile klapperten und zischten, aber es war ein Schiff, es schwamm und es war noch immer Bestandteil der Navy.

Die beiden ungleichen Männer auf der Brücke der *Thunderer* liebten ihr altes Mädchen gleichermaßen, wenn auch aus unterschiedlichen Beweggründen.

Für Captain Eugenius McDenglot war es das erste eigenständige Kommando, so klein es auch sein mochte. Er war Anfang der Dreißig, schlank und hochgewachsen. Ein gut aussehender Mann, dem die Offiziersuniform der königlichen Marine eigentlich ausgezeichnet stand und den man vielleicht für ein Anwerbungsplakat verwendet hätte, wenn da nicht ein paar Eigenheiten gewesen wären, die McDenglot eher ungewöhnlich erscheinen ließen. Über der regulären Uniformhose trug der Schotte einen Kilt von schlichter dunkelgrüner Farbe, und statt des glatt rasierten Gesichtes oder des sauber gestutzten Oberlippenbartes, verbarg er seine fein geschnittenen Gesichtszüge hinter einem buschigen Vollbart. Es machte ihn weit älter, als er tatsächlich war und nur die unternehmungslustig blitzenden Augen verrieten das Feuer der Jugend. Eugenius McDenglot war der Chef des Clans der McDenglots und als solcher versuchte er, wenigstens äußerlich einem würdigen Patriarchen zu gleichen. Diese Eigenheit hatte schon zu Konflikten mit vorgesetzten Offizieren geführt und sich auch als Hemmschuh für die Karriere des Schotten erwiesen, doch so sehr er auch die Royal Navy liebte, so fühlte er sich zugleich auch den Traditionen seiner schottischen Heimat verbunden.

Finnegan Walker war der Chief an Bord. Er hatte ungefähr die Größe des Captains, war jedoch ungleich schlanker. Man konnte ihn guten Gewissens als hager bezeichnen und der Engländer sah dies durchaus als Vorteil. Seine Statur erlaubte es ihm, auch in die engsten Winkel an Bord zu gelangen. Er liebte die alte *Thunderer*, da er einst an ihrem Bau mitgewirkt hatte und jede Schraube und Platte, jedes Ventil und jedes Rohr an Bord kannte. Seine Fähigkeiten hielten das „alte Mädchen“ am laufen. Zudem verfügte der Chief über die Fähigkeit, die Besatzung als Einheit zusammenzuhalten. An Bord eines Dampfkanonenbootes wurde das sehr geschätzt, denn unter den siebzehn Männern und Frauen gab es kaum Privatsphäre. Streitigkeiten schlichtete Finnegan Walker mit seinem englischen Humor oder seinen überproportional großen Händen, die einer Bärenpranke zu Ehren gereicht hätten.

Die Brücke der *Thunderer* war gerade groß genug, die beiden Männer und einen Dritten, den derzeitigen Rudergänger, aufzunehmen. Dieser stand am Ruderrad und überwachte zugleich die Anzeigen und Ventilhebel des Steuerpultes. Die gläsernen Fenster der kastenförmigen Brücke waren mit metallenen Streben aufgeklappt. Inmitten des Nebels war es feucht und kühl, doch die Männer

wollten sich keinen Laut entgehen lassen, der von draußen hereindringen mochte. Ohne direkte Sicht war die Brückenbesatzung auf ihr Gehör und die Augen des Beobachters im Mast angewiesen.

Dessen Stimme wurde nun erneut hörbar. „Schiff voraus. Hält auf die Küste zu. Ich denke, es steuert Skye an.“

Eine der Augenbrauen von Eugenius McDenglot bewegte sich unmerklich. „Ist eine Flagge zu erkennen?“

„Keine Flagge gesetzt“, kam die Antwort.

Jetzt rutschte auch die zweite Augenbraue hoch. „Ein Schmuggler?“

„Negativ, Captain. Dafür ist es zu groß. Es hält noch direkt auf uns zu und ich kann die Seitenlinien des Rumpfes nicht erkennen, aber ich schätze, es ist wenigstens ein Zweimaster. Er hat die typischen Konturen eines Kriegsschiffes. Wie erwähnt, keine Flagge am Vormast, aber ich möchte wetten, es ist ein Franzose.“

„Dann ist es auch ein Franzmann“, stimmte McDenglot zu. Etwas leiser wandte er sich an Finnegan Walker. „Ich bin nicht so verrückt, gegen seine Augen zu wetten. Wenn Jordan meint, es sei ein Franzose, dann stimmt das auch.“

Der Chief wippte leicht auf den Fersen. „Was hat ein Froschfresser hier oben verloren? Noch dazu ohne Hoheitsfahne? Da stimmt etwas nicht, Captain.“

„Juckt die Nase?“

„Und wie“, versicherte der Chief.

„Es könnte trotzdem ein Schmuggler sein“, überlegte Eugenius McDenglot. „Wir befinden uns offiziell nicht im Krieg mit dem Franzosenkaiser, auch wenn es ein gegenseitiges Handelsembargo gibt. In London zahlt man eine Menge Goldvictorias für eine Flasche echten französischen Champagners.“

„Kann ich nicht verstehen“, warf der Rudergänger ein. „Ich hab es Mal probiert und das Zeug schmeckt wirklich übel.“

„In den besseren Kreisen ist es Pflicht, dass es gut schmeckt“, versicherte der Captain grinsend. „Obwohl man dort wissen sollte, dass nichts über einen guten schottischen Maltwhiskey geht.“

„Oder ein gut temperiertes Ale“, fügte Finnegan hinzu.

Der Captain verzichtete auf einen unpatriotischen Kommentar. Er hatte sich nie mit warmem Bier anfreunden können. „Nun, jeder hat so seine Vorlieben“, meinte er diplomatisch. „Wie dem auch sei, da draußen, außerhalb des Nebels, schwimmt ein Franzose und das muss etwas zu bedeuten haben. Hier oben im Norden treibt sich normalerweise kein Froschfresser herum und wenn der Bursche nicht einmal Napoleons Trikolore gehisst hat, dann hat er auch etwas zu verbergen.“

Die Katastrophen und Unruhen so vieler vergangener Jahre hatten zu dramatischen Veränderungen auf dem europäischen Festland geführt. Es war eine Epoche der Bürgerkriege, in denen die Nationen zu stark geschwächt waren, um noch gegeneinander Kriege um die verbliebenen Ressourcen führen zu können. Nur Frankreich war ungewöhnlich stabil geblieben und sogar gestärkt aus dieser furchtbaren Zeit hervorgegangen. Die Pariser Aufstände hatten ihr Ende gefunden, als Napoleon III.

den Thron bestieg und die alte Republik unter seinem Banner einte. Es schien fast, als hätte ganz Frankreich nur auf ein solches Symbol alter Einheit gewartet, denn der neue Franzosenkaiser hatte einen unvergleichlichen Siegeszug über den Kontinent angetreten. Vielleicht waren die anderen Nationen zu geschwächt oder einfach nur der Kämpfe müde gewesen, denn die meisten hatten sich Napoleon rasch unterworfen. Deutschland hatte zunächst Widerstand geleistet, doch nachdem sich Bayern mit Napoleon verbündete, war sein Ende abzusehen gewesen. Viele Preußen, wie man alle Deutschen jenseits der alten Weißwurst-Grenze nannte, waren in die nördlichen Länder geflohen, andere dienten nun dem Franzosenkaiser. Jede Eroberung füllte die geschwächten Ränge seiner Armee erneut auf, und außerhalb der Grenzen des Kaiserreiches nannte man die Vasallen Napoleons schlicht „Franzosen“, obwohl dies, zumindest nach Geburtsland, keineswegs immer zutraf. Seine Truppen waren ausgedünnt und mussten eine immens lange Grenze bewachen. Bevor Napoleon erneut seinen Eroberungsgelüsten nachgeben konnte, musste seine Armee erst wieder zu Kräften kommen. Dies mochte der Grund sein, warum England noch immer ein unabhängiges Königreich war.

Zwischen dem Königreich England und dem europäischen Kaiserreich Napoleons III. herrschte Frieden, doch es war ein unsicherer und merkwürdiger Frieden, der vielen Beschränkungen unterlag. Es gab nur wenige Handelsbeziehungen und diese waren auf sorgfältig ausgewählte Güter beschränkt. Die wenigen Touristen fanden sich in beiden Reichen in der Gesellschaft aufmerksamer „Reisebegleiter“ wieder, die sehr darauf achteten, was man zu Gesicht bekam. Misstrauen herrschte zwischen Engländern und Franzosen und ein kleiner Funke genügte möglicherweise schon, um einen Flächenbrand zu entzünden. Die Aufgabe der Royal Navy, und damit auch von *H.M.S. Thunderer*, war es, diesen Funken zu verhindern und zugleich die Küsten des britischen Inselreiches zu schützen.

Es war keine einfache Aufgabe, denn Napoleon handelte mit Irland und irische Schmuggler umgingen gerne das Handelsrecht, um verbotene Waren gewinnbringend auf der großen Insel zu verkaufen. Ebenso schwunghaft, und weitaus gefährlicher, konnte der Handel mit Informationen sein. Es war riskant und fast unmöglich, Geheiminformationen an den Grenzbeamten vorbei zu schleusen, die See hingegen bot viele Möglichkeiten, jede Kontrolle zu umgehen. Zudem tummelten sich in den internationalen Gewässern Fischereiboote verschiedener Länder und schon oft war Streit um ertragreiche Fischgründe ausgebrochen. Die Fischer kämpften um ihre Ausbeute und gelegentlich auch um ihr Leben, denn manche Begegnung verlief ruppig und endete mit Gewalt. Es war die Aufgabe der Navy, das zu verhindern. Aus diesem Grund lag die *Thunderer* in ihrer gegenwärtigen Position in der Nebelwand. Der Rumpf des Dampfkanonenbootes blieb im Dunst verborgen, während der Ausguck darüber guten Ausblick über das Meer bot. Es war ein alter Trick, der jedem Schmuggler bekannt war, dennoch konnte der „Waschzuber“ leicht übersehen werden.

Finnegan Walker wippte erneut auf den Fersen. „Es müsste bald Tag werden. Wenn der Nebel steigt, dann löst er sich rasch auf. Dann wird der Froschfresser uns sehen.“

„Ja, das gefällt mir auch nicht“, gab der Captain zu. „Ich möchte ihm lieber heimlich zusehen und feststellen, was er hier vorhat.“

„Wir können ja hinüberdampfen und ihn fragen“, schlug der Chief treuherzig vor. „Wir sind ja nicht im Krieg mit dem Kaiser.“

Erneut grinsten sie sich wie Verschwörer an. „Noch nicht“, brummte McDenglot. „Aber das ist nur eine Frage der Zeit. Der verdammte Kerl ist hungrig und Britannien wäre für ihn ein passender Happen.“

„Aber ein schwer verdaulicher.“

Der Schotte warf einen ärgerlichen Blick auf das fest montierte Fernglas, das auf einem massigen Stativ neben dem Ruder stand. Er hätte das fremde Schiff zu gern mit eigenen Augen gesehen und es gefiel ihm nicht, auf die Augen eines anderen angewiesen zu sein, gleichgültig, wie gut diese auch waren. Er blickte in den Niedergang, dessen schmale Treppe im Hintergrund der Brücke unter Deck führte und hob seine Stimme. „Erster Offizier auf die Brücke! Und O’Ley soll seine Maschinen auf Volldampf vorbereiten!“

„Meinen Sie wirklich, dass er kommt?“, fragte der Rudergänger.

„Der Ausguck sagt, er hält auf uns zu“, erwiderte der Chief.

„Ich meinte den Franzosenkaiser.“

„Oh.“ Chief Walker warf einen Blick zum Captain.

Der zuckte die Schultern. „Ja, er wird kommen. Er wird sich England nicht entgehen lassen. Zurzeit ist Kaiser Napoleon noch damit beschäftigt, seine Macht auf dem Festland zu konsolidieren. Er hat eine Menge Länder erobert, seine Armeen haben gelitten und wenn wir Glück haben, braucht er eine Weile, bis er bereit ist, uns zu besuchen.“ Der Schotte lachte leise. „Im Augenblick scheint er daran kein Interesse zu haben, aber das hängt eher damit zusammen, dass eines der verheerenden europäischen Beben den Tunnel zwischen uns und dem Festland zum Einsturz gebracht hat. England ist wieder eine Insel und der Kaiser benötigt Schiffe, um uns zu erreichen. Ich habe nicht die Informationen, die dem Lord-Admiral verfügbar sind, aber ich wette darauf, dass Napoleon längst dabei ist, seine Flotte zu vergrößern.“

„Unsere Navy ist besser“, meinte der Rudergänger im Brustton der Überzeugung.

Eugenius McDenglot lachte erneut, aber es war ein Lachen ohne Freundlichkeit. „Wir dürfen den Kerl nicht unterschätzen. Der Kaiser verfügt über die größeren Ressourcen. Immerhin, das will ich gerne zugeben, haben wir die besseren Schiffe und die besseren Seeleute.“

„Und Thermionit für unsere Dampfmaschinen“, fügte der Chief hinzu.

„Und Thermionit, ja.“ Der Captain kratzte sich unbehaglich in seinem Vollbart, während er in den Nebel hinaus starrte. „Das haben die Franzmänner nicht und ich hoffe, sie bekommen es auch nie in größeren Mengen in die Finger. Solange die Franzosen ihre Dampfmaschinen mit Solarenergie oder Kohle und Holz befeuern müssen, solange haben wir mit Thermionit einen großen Vorteil. Unsere Dampfmaschinen sind wesentlich effektiver und sie sind Witterungsunabhängig.“ Eher unbewusst wies er auf das Vordeck hinaus, obwohl es im Nebel kaum zu erkennen war. „Die englischen Dampfkanonen sind, dank Thermionit, den Sprengpulverkanone des Kaisers überlegen. Und seine verdammten Laserwaffen kann er bei unserem guten britischen Nebel nicht einsetzen, zumal die

Batterien der Solaranlagen nichts taugen.“

„Trotzdem wird er kommen?“, fragte der Rudergänger nach.

„Trotzdem wird er kommen“, stimmte Eugenius McDenglot zu. „Sein Stolz lässt gar nichts anderes zu.“ Er leckte sich kurz über die Lippen und wandte sich dann dem Sprachrohr zu. „Brücke an Ausguck. Was macht der Franzose?“

Beobachter Jordan hatte ein vorgewärmtes Teleskop in den Händen, drückte nun eine Taste und hörte das leise Zischen der Dampfkammer, mit dem sich das Instrument auseinander schob. Er setzte es an und stellte auf das fremde Schiff scharf. „Liegt knapp fünfhundert Meter vor der Nebelbank und refft die Solarsegel. Ich glaube, der will ankern und hat keine Ahnung, dass wir hier sind.“

McDenglot nickte unwillkürlich, obwohl Jordan das nicht sehen konnte. „Fahr den Mast wieder ein Stück herunter. So weit, wie es geht. Gerade so, dass man den Froschfresser noch im Auge behalten kann.“

„Schon erledigt, Captain“, kam die Erwiderung. „Ich habe mir schon gedacht, dass uns der Bursche besser nicht erkennt.“

„Guter Mann, Jordan“, lobte McDenglot.

„Wenn wir unser Radar nutzen könnten, dann wüssten wir mehr“, murmelte der Chief.

„Wenn der Franzose sein Radar nutzen könnte, dann wüsste er auch mehr“, erwiderte McDenglot lächelnd. „In gewisser Weise können wir froh sein, dass der Nebel die Radarwellen blockiert. Ich wette, deswegen ist der Bursche auch hier. Der weiß genau, dass unser Küstenradar jetzt nichts sehen kann.“

„Kann es auch sonst nicht“, erwiderte Walker. „Selbst die stärksten Anlagen haben gerade mal vierzig Kilometer Reichweite. Da kann man leicht eine Lücke finden. Früher, vor den Elektrostürmen, sollen Radargeräte viele hundert Kilometer abgetastet haben.“

„Bah, eine maßlose Übertreibung.“ Der Captain starrte in den Nebel hinaus. „Das übliche nostalgische Geschwätz. Früher war alles besser, größer und schöner ... Verdammter Unfug.“

Hinter ihnen waren Schritte im Niedergang zu hören, als Lydia Smythe herauf kam. Da es kühl war, hatte sie sich den Schlechtwettermantel übergezogen, doch auch der konnte ihre vollendeten weiblichen Formen nicht ganz verbergen.

„Erster Offizier auf der Brücke“, meldete sie förmlich und rückte die Offiziersmütze zurecht. Deren Form wirkte ein wenig bauchig, da die junge Frau den Wust ihrer kastanienbraunen Locken darunter verbergen musste. „Was liegt an, Captain? Ein Schmuggler?“

„Ein unbekanntes Kriegsschiff, Erste“, antwortete Eugenius McDenglot. „Hat keine Lichter und keine Flagge gesetzt, aber Jordan schwört darauf, dass es ein Franzose ist. Er scheint zu ankern.“

„Jordan?“ Sie lächelte unmerklich. „Dann ist es auch ein Franzmann. Was will der hier oben im Norden?“

„Die Antwort auf diese Frage würde mich auch interessieren“, gab der Captain zu.

Die junge Offizierin quetschte sich irgendwie zwischen McDenglot und den Rudergänger. „Vielleicht will er im Auftrag des Kaisers den Fischfang überwachen und wartet auf die auslaufenden

Boote. Müssten ja bald von Skye und Mull auslaufen.“

„Zur Fischereiüberwachung würde er seine Flagge zeigen.“ Der Captain nahm die Offiziersmütze ab und fuhr sich durch die kurz geschnittenen Haare. „Und zum Schmuggel benutzt man keine Kriegsschiffe. Ich denke, dass der Bursche hier auf ein Überbringerboot von der Küste wartet. Es ist wohl besser, ich sehe mir das einmal selber an.“

Finnegan Walker ah zu, wie der Schotte an die metallene Leiter trat. Sie führte durch eine Dachluke den Teleskopmast hinauf zur Aussichtsplattform. „Jordan wird nicht begeistert sein, Sir. Ist ziemlich eng, da oben in der Kotzkiste.“

Die Bewegungen der See übertrugen sich auf den Rumpf des kleinen Schiffes und die Höhe des ausgefahrenen Teleskopmastes multiplizierte deren Auswirkungen auf die Beobachtungsplattform. Diese schwang selbst bei leichten Wellen auf derart beachtliche Weise, dass die Seeleute den Ausguck nicht umsonst als „Kotzkiste“ bezeichneten.

Der Nebel war noch immer sehr dicht und Eugenius McDenglot schien sich durch undurchdringliche Watte empor zu hangeln, bis sein Kopf plötzlich den Dunst durchstieß. Er sah freien Sternenhimmel über sich und die Umrisse des Beobachters. Jordan hatte die gedämpften Laute auf der Leiter gehört und half seinem Captain herauf.

„Er hat die Segel gerefft und Bug- und Heckanker fallen lassen. Keine Kabinenbeleuchtung und keine Positionslampen, Captain. Der Kerl hat Dreck am Stecken.“

Das Licht der Sterne warf Reflexe über das ungewöhnlich ruhige Wasser des Nordatlantiks und das ankernde Schiff lag nur wenige hundert Meter vor der Nebelbank. Es war in allen Einzelheiten zu sehen und Captain McDenglot schlug Jordan anerkennend auf die Schulter. „Fraglos ein Franzose und ein Zweimaster. Sieht ganz nach einer 6-Kanonen-Fregatte aus. So etwas schickt der Kaiser nicht einfach auf Spazierfahrt. Die haben etwas vor und dazu wollen sie den Schutz der Nacht ausnutzen.“ Er blickte in den Sternenhimmel hinauf. „Er hat die richtige Nacht abgepasst. Blaue Lichtfäden am Himmel. Der verdammte Elektrosturm wird wieder jeden Kurzstreckenfunk stören. Wer den Franzosen sieht, kann seine Beobachtung nicht weitermelden.“

Jordan nickte. „Ich wette, Captain, sobald der Morgen naht, verschwinden die wieder.“

McDenglot lächelte kühl. „Was immer der Kerl vorhat, es muss in der nächsten Stunde geschehen. Sobald die Sonne aufgeht, wird der Nebel rasch zerfallen und man würde den Franzmann von der Küste aus sehen.“

„Vorher wird der Kerl aber uns entdecken“, wandte der Beobachter ein.

„Ja.“ Der Schotte nahm das kleine Dampfteleskop Jordans und blickte erneut auf das französische Schiff.

Während die englischen Schiffe noch immer die typischen steil aufragenden Bordwände aufwiesen, zeigte der Rumpf des Franzosen eine vollkommen andere Silhouette. Von jeder Seite zeigte er die Grundform eines Trapezes. Es schien mit der breiten Basis auf dem Wasser zu liegen und die Seitenwände stiegen in einem Winkel von ungefähr 45 Grad an, um schließlich in dem schmalen Oberdeck zu enden. Der Rumpf war tiefschwarz gestrichen und zeigte einen umlaufenden weißen

Streifen. Die extremen Schrägen boten einen gewissen Schutz gegen aufprallende Kanonenkugeln aus Pulvergeschützen, und sogar gegen die Laserstrahlen der Solarwaffen, die, wenn sie ungünstig aufprallten, abgelenkt wurden. Nur die mit Thermionit betriebenen englischen Dampfkanonen und deren Spezialgeschosse besaßen genug Durchschlagskraft, um die Panzerung zu brechen.

Über den Rumpf erhoben sich die beiden Masten mit ihren breiten Rahen und den derzeit gereiften Solarsegeln. Letztere waren nicht besonders effektiv, um den Wind als Antriebskraft zu nutzen, aber ihre Aufgabe war auch eine andere. Im Grunde bestanden die Segel aus Solarzellen, deren Paneele so angeordnet waren, dass sie in der Form einer Ziehharmonika herabgelassen oder eingeholt werden konnten. Sie leiteten die gesammelte Sonnenenergie zu den Dampfkesseln des Schraubenantriebs und den Speicherbatterien der Laserwaffen.

Die Energiewaffen wurden nur selten genutzt, denn ihre Speicher waren schnell erschöpft und im Nebel der nördlichen Länder hatten sie ohnehin nur geringe Wirkung. So bestand die Hauptbewaffnung des Schiffes aus Pulverkanonen. Die vor der im Nebel verborgenen *H.M.S. Thunderer* liegende Fregatte verfügte über sechs Geschütze. Diese befanden sich in seitlichen Gondeln an den Breitseiten des Rumpfes, jeweils drei als Batterie. Über den Bug ragte die schmale Enterbrücke auf die See hinaus, am Heck erhob sich das gepanzerte Ruderhaus.

Eugenius McDenglot erkannte Bewegung an Deck des Schiffes. „Ich glaube, sie wollen ein Boot aussetzen.“

„Spione?“

Der Schotte nickte. „Etwas anderes macht keinen Sinn, Jordan.“

„Sollen wir es abfangen, Sir?“

„Ich gedenke nicht zuzulassen, dass der Franzosenkaiser unter unseren Augen seine Geheimspione an Land setzt.“

„Wenn das Boot erst im Nebel eintaucht, wird es kaum noch möglich sein, es abzufangen“, gab der Beobachter zu bedenken.

„Deshalb müssen wir es vorher erwischen.“ Eugenius McDenglot schlug Jordan aufmunternd gegen den Arm. „Halten Sie den Franzmann genau im Auge. Wir müssen jetzt schnell handeln und Sie müssen mir jede Bewegung melden. Vielleicht müssen wir Schreckhase spielen.“

„Schreckhase? Aye, Captain.“

McDenglot warf einen abschätzenden Blick über den Nebel. Er würde sich nicht mehr lange halten. Im Osten begann sich der Himmel zu verfärben. Der Sonnenaufgang war nicht mehr fern und dem Franzosen blieb nicht mehr viel Zeit, seine Absicht umzusetzen. Vermutlich hatte er viel früher vor der schottischen Küste erscheinen wollen und es hatte wohl eine Verzögerung gegeben. Umso mehr würde er sich nun beeilen, um bei Tagesanbruch wieder verschwunden zu sein.

Chief Finnegan Walker stieß einen leisen Fluch aus, als McDenglot die Leiter herunter gerutscht kam und unsanft auf einem Fuß des Engländers aufsetzte. Der Captain entschuldigte sich kurz und trat dann an eines der vorderen Brückenfenster.

„Der Franzose setzt ein Boot aus. Sicherlich um Spione an Land zu bringen. Das werden wir

jedoch nicht zulassen.“ Er wandte sich den anderen zu. „Klar Schiff zum Gefecht.“

Chief Finnegan Walker rief den Befehl unter Deck und von dort war das Getrappel von Füßen und das Fluchen von Seeleuten zu hören.

Lydia Smythe räusperte sich. „Sir, wenn er hier ankert, befindet er sich noch ganz knapp außerhalb unserer Hoheitsgewässer. Internationale Gewässer“, fügte sie hinzu.

„Ja, ich weiß schon, was Sie meinen, Erste. Der Nebel ragt wirklich ziemlich weit hinaus. Aber wenn wir jetzt nicht handeln, entwischt uns das Boot mit den Spionen.“

„Sir, ich gebe zu bedenken, dass der Franzose in neutralen Gewässern liegt und bislang keine feindlichen Absichten zeigt.“

„Ich definiere das Absetzen von Spionen durchaus als feindliche Handlung“, erwiderte der Captain.

„Wir wissen aber nicht mit Bestimmtheit, ob es sich um Spione handelt.“

„Ah, meinen Sie, ein paar von der Mannschaft wollen nur ein bisschen angeln?“

Lydia Smythe bemerkte sehr wohl den beißenden Spott in seiner Stimme. „Das Schiff könnte Maschinenschaden haben. Vielleicht will man Leute an Land setzen, um Hilfe zu holen.“

„Blödsinn“, entfuhr es Finnegan Walker. Der Chief zuckte die Schultern. „Entschuldigung, Madam, ich will nicht Respektlos sein, doch wenn der Kerl in Not wäre, dann hätte er alle Lichter gesetzt.“

Aus dem Niedergang drängten Männer und Frauen an Deck, um das Schiff gefechtsklar zu machen. *H.M.S. Thunderer* war als Dampfkanonenboot ein eher kleines Schiff von knapp 40 Metern Länge und 6 Metern Breite. Der Tiefgang betrug nur 2,7 Meter und die Seefähigkeit wurde durch Schlingerkiel und ein ausfahrbares Schwert verbessert. Die Aufbauten mit der Brücke zogen sich von der Mitte bis zum Heck. Das Vordeck war der Hauptwaffe der *Thunderer* vorbehalten. Es handelte sich um eine Dampfkanone vom Kaliber 12,7 Zentimeter, die sonst erst auf großen Fregatten zu finden war. Im Vergleich mit den 1,2-Zentimeter-Rotationskanonen, die üblicherweise auf Patrouillenschiffen vorhanden waren, handelte es sich um eine bemerkenswerte Feuerkraft, die allerdings ihren Preis hatte. Trotz Rohrrücklauf war der Rückschlag der Kanone derart heftig, dass die Waffe nur in einem begrenzten Winkel abgefeuert werden konnte. Wurde sie zu stark seitlich geschwenkt, bestand die Gefahr, dass der Abschuss des Geschützes die *Thunderer* zum Kentern brachte.

Nun wurde die Persenning von der Waffe gezogen, welche diese bislang vor Spritzwasser geschützt hatte, zwei Kisten mit der Munition wurden geöffnet und der Geschützführer nahm die Abdeckung von der Schlagkapsel mit Thermionit, legte das Geschoss in die Ladekammer der Kanone und verriegelte den Verschluss. Dann wandte er sich der Brücke zu und seine Gestalt war im dichten Dunst nur undeutlich zu erkennen, während er die Faust nach oben stieß und somit anzeigte, dass die Waffe bereit war.

Englands Dampfkanonen waren nicht umsonst gefürchtet. Eigentlich wurde nicht die Waffe als solche mit Dampf betrieben, aber man benutzte die Kraft des Dampfes, um das tödliche Geschoss auf den Weg zu bringen. Der Treibsatz in der Hülse aus Messing bestand aus Wasser. Davor saß das eigentliche Geschoss. Hinten an der Hülse war ein Plättchen mit ein paar Krümeln Thermionit

angebracht. Wurde das Geschütz abgefeuert, prallte der Dorn des Auslösers auf das Thermionit und entzündete es. Die mineralische Substanz verbrannte augenblicklich unter sehr hohen Temperaturen und das Wasser in der Hülse wurde schlagartig verdampft. Aus Wasser wurde Dampf, der das 1700-fache des vorherigen Volumens einnahm und es gab nur ein einziges Ventil, um diesen immensen Überdruck abzulassen – indem das Geschoss herausgeschleudert wurde. Auf diese Weise funktionierten nahezu alle englischen Waffen, gleichgültig ob es sich um Pistolen, Gewehre oder schwere Geschütze handelte.

„Was höre ich da von Klar zum Gefecht und bereit für Volldampf?“ Unten im Niedergang erschien der rote Haarschopf von Maschinenmaat Larry O’Ley. Er hielt einen öligen Lappen in seinen Händen und wischte sich nun damit den Schweiß von der Stirn. Der Schmierfilm, der dadurch entstand, war ebenso typisch für den Iren, wie der verdreckte Overall.

„Wir haben eine französische Fregatte vor uns, die wohl ein paar Spione an Land setzen will“, erklärte Chief Walker.

„Eine Fregatte?“ Die Augen des Iren weiteten sich ein wenig. „Und mit der wollt ihr euch anlegen? Verdammt, Engländer, das ist doch bestimmt auf deinem Mist gewachsen.“

„Nein, O’Ley, das ist auf meinem Mist gewachsen“, korrigierte Eugenius McDenglot und trat nun ins Blickfeld des Maschinisten.

Der Maschinenmaat stieß einen undefinierbaren Laut aus und wischte erneut über seine Stirn. „Eine Fregatte gegen unsere brave *Thunderer*? Die hat doch bestimmt vier dicke Kanonen und eine Menge Leute an Bord.“

„Sechs Kanonen“, korrigierte der Captain. „Und ein paar nette Spione, die sie gerade an Land setzen wollen. Ich habe etwas gegen Spione, O’Ley.“

„Nun, ich mag sie auch nicht besonders, Captain“, brummelte der Angesprochene. Als irischer Patriot mochte er die Engländer nicht besonders, aber die Aussicht, dass Franzosen und Bayern über seine grüne Insel stapften, gefiel ihm noch weit weniger. „Schön, Captain, an mir oder unserer alten *Thunderer* soll es nicht liegen. Ich heize dem Kessel ein, und Sie den Franzosen.“

„So soll es sein, O’Ley, so soll es sein“, versicherte McDenglot.

„Das Boot macht sich bereit zum abstoßen“, meldete Jordan von oben.

„Entweder handeln wir jetzt, oder überhaupt nicht“, meinte Chief Finnegan Walker.

„Sir, ich muss sie nochmals darauf hinweisen ...“, begann Lydia Smythe, wurde aber von einem Wink des Captain unterbrochen.

„Habe ich zur Kenntnis genommen, Erste. Sie können Ihren Protest im Gefechtsbericht an die Lord-Admiralität vermerken.“

„Wenn wir noch dazu kommen, ihn abzugeben“, prognostizierte die Offizierin finster.

„Nun, das liegt wohl in meiner Verantwortung.“ Eugenius McDenglot vergewisserte sich, dass der Kilt richtig über der Hose saß. „Ist die Kriegsflagge gesetzt? Auch wenn der Gegner uns noch nicht sehen kann, werde ich nicht ohne das „White Ensign“ ins Gefecht gehen.“

„Flagge ist gesetzt“, versicherte der Chief. „An Heck und Beobachtungsmast, ganz nach Vorschrift,

Sir.“

Lydia Smythe seufzte vernehmlich. „Schön, nachdem Sie wild entschlossen sind, sich mit dem französischen Kaiser anzulegen, Sir, sollten wir zuschlagen, bevor es zu spät ist.“

Eugenius McDenglot lächelte freundlich. „Ein gewisses Maß an Blutgier steht Ihnen ausgezeichnet, Erste. Also dann, übermitteln Sie die Angaben von Jordan an das Geschütz.“

Sie lächelte nun ebenfalls „Schreckhase, Sir?“

„Was sonst.“

H.M.S. Thunderer lag nicht zum ersten Mal versteckt in einer Nebelbank und beobachtete andere Schiffe, die sich auf dem freien Wasser bewegten. Schon mancher Schmuggler oder Raubfischer hatte sich fast zu Tode erschrocken, wenn urplötzlich aus dem Nebel eine Granate heran zischte und vor seinem Bug einschlug. Dieser Schreck reichte in der Regel aus, dass man sofort stoppte und den Anker fallen ließ, um das Enterkommando der *Thunderer* an Bord zu lassen.

Die Mannschaft der *Thunderer* nannte das Manöver „Schreckhase“ und um es durchführen zu können, hatte Chief Walker persönlich mit der Handfeile Kerben in den Handlauf des Ausguckkorbes geritzt. So konnte der Beobachter genaue Angaben zur Richtung und Entfernung eines Zielobjektes machen.

„Vierhundert Meter über den Bug und zehn Grad rechtsweisend“, kamen die Angaben von Jordan, die von Lydia Smythe an die Geschützmannschaft weitergegeben wurden. Sie warf einen kurzen Blick auf den Captain und sah, wie er knapp nickte.

„Feuer!“

In einer Mischung aus Knallen und Zischen ruckte das Geschütz zurück und das schwere Geschoss raste zu dem ahnungslosen Franzosen hinüber. Dort mochte man den vom Nebel gedämpften Knall gehört haben und sah sich vielleicht verwirrt um, doch es war zu spät, um noch reagieren zu können.

„Ich hoffe, die Kerle können schwimmen“, kam der Ausruf von Jordan.

Der Mündungsdruck des Abschusses trieb den Nebel vor der *Thunderer* auseinander und die französische Fregatte wurde zwischen den Schwaden, wenn auch noch undeutlich, sichtbar.

Man benötigte kein Fernglas, um die Wirkung des Schusses zu erkennen.

Es hatte ein Warnschuss werden sollen, der möglichst dicht am Ziel einschlug. Das Projektil hatte jedoch den Bug des hölzernen Beibootes getroffen, und ihn einen Schauer umher fliegender Splitter verwandelt. Wahrscheinlich waren einige der Insassen verletzt oder sogar getötet worden.

Auf der Fregatte war ein Signalhorn zu hören, während zugleich eine Luke in der Seitenpanzerung nach oben schwang, in der Seeleute sichtbar wurden, die den Gestalten im Wasser Rettungsleinen zuwarfen. Zeitgleich wurden an Bug und Heck des Schiffes französische Trikoloren aufgezo-

„Jetzt ist der Froschfresser sauer und macht klar zum Gefecht“, kommentierte Chief Walker.

„Ja, und der berühmte englische Nebel lässt uns jetzt auch allmählich im Stich.“

„Wenn wir jetzt abdrehen dauert es, bis wir richtig in Fahrt sind“, meinte McDenglot. „Das gibt dem Franzosen gute Gelegenheit, uns aufs Korn zu nehmen.“

„Lässt sich nicht ändern“, knurrte Chief Walker. „Das müssen wir halt hinnehmen.“

„Ich habe keine Lust dazu, dass unser altes Mädchen etwas hinnehmen muss“, erwiderte der Captain. „Mir ist es lieber, sie teilt etwas aus.“ Er klopfte dem Rudergänger auf die Schulter. „Voll draufhalten. Alles, was der Kessel hergibt.“

„Draufhalten, Sir?“ Der Mann blinzelte kurz. „Direkt auf den Franzmann zu?“

„Damit wird er am wenigsten rechnen. Ich glaube nicht, dass er uns für so tollkühn hält, dass sich ein Kanonenboot mit einer ausgewachsenen Fregatte anlegt. Also, halten wir mit Volldampf auf ihn zu, fahren längsseits an ihm vorbei und verschwinden dann.“

Das Gesicht von Lydia Smythe war ein wenig blass, während sich der Chief keine Regung anmerken ließ.

„Volldampf und geradewegs drauf zu. Aye, Sir“, bestätigte der Rudergänger.

Er drückte die Schubhebel nach vorne und unten im kleinen Maschinenraum öffnete Maschinenmaat O'Leary unter wilden Flüchen die Ventile. Dampf strömte gegen die Kolben und der Antriebspropeller der *Thunderer* begann mit höchsten Drehzahlen zu laufen.

Das alles spielte sich in wenigen Augenblicken ab und in dieser Zeit schwenkten die der *Thunderer* zugewandten Geschütze des Franzosen in ihren Gondeln herum, während man immer noch versuchte, die Bootsinsassen an Bord zu ziehen. Eine ungleichmäßige Salve ertönte, die hastig und schlecht gezielt war. Die Geschosse klatschten harmlos in die See, aber die Druckwelle riss den in Auflösung befindlichen Nebel weiter auseinander und ließ die Fenster der Brücke zerbersten. Glassplitter verletzten die Männer, wohingegen Lydia Smythe, wie durch ein Wunder, völlig unversehrt blieb.

„Jetzt weiß er, wer wir sind“, sagte McDenglot und blickte unverwandt auf den näher kommenden Franzosen. „Unserem Geschütz nach, hat er uns sicher ebenfalls für eine Fregatte gehalten, aber jetzt kann er sehen, dass die *Thunderer* nur ein kleines Kanonenboot ist.“

„Das wird er wohl nicht sonderlich amüsant finden.“ Chief Finnegan Walker zupfte einen Splitter aus seiner Wange und fluchte grimmig, als ihm Blut in den Hemdkragen sickerte.

McDenglot wischte ein paar Fragmente der Glasscheibe aus dem Rahmen und beugte sich hinaus. „Feuer erwidern, verdammt!“, rief er der Geschützmannschaft zu. „So schnell ihr laden könnt.“

Eine zweite Salve des Franzosen dröhnte. Eines der Geschosse zischte über die Brücke hinweg und es hörte sich für einen Moment an, als würde ein Güterzug über den Aufbauten entlang fahren. Diesmal antwortete die Kanone der *Thunderer*, aber die Kugel prallte harmlos an der schrägen Seitenpanzerung des Gegners ab.

Der Franzose war in keiner beneidenswerten Lage, obwohl die Fregatte dem Kanonenboot überlegen war. Die *Thunderer* näherte sich mit voller Fahrt und der französische Kapitän musste befürchten, dass sie von Verrückten bemannt war, die sein Schiff zu rammen versuchten. Zugleich sorgte er sich um die Bootsinsassen. Doch die Sicherheit des Schiffes ging vor und das Pfeifen von Überdruckventilen war zu hören, als die Fregatte Ruder legte und langsam herum schwang, damit sie dem Angreifer nicht die Breitseite, sondern den schmalen Bug zuwandte. Drei der Bootsinsassen waren inzwischen an Bord gezogen worden, ein anderer versuchte verzweifelt, mithilfe der Leinen in die offene Luke zu gelangen.

„Hartruder Rechts!“, brüllte Eugenius McDenglot und Chief Walker trat rasch neben den Rudergänger, um unterstützend in die Speichen des Rades zu greifen.

Augenblicklich begann die *Thunderer* überzuholen, neigte sich bedenklich auf die Seite und schwenkte auf den neuen Kurs ein. Das Manöver kam so überraschend, dass die nächste Salve des Franzosen erneut ins Leere ging. Der letzte Schuss, den das englische Schiff hingegen auslöste, erwies sich als schwerer Treffer.

An Bord der *Thunderer* hörte man ein metallisches Dröhnen, dem ein heftiger Schlag folgte. Während das kleine Schiff in kaum dreißig Metern Abstand an der Fregatte vorbeizog, wölbte sich deren Deck zwischen dem Vormast und dem Hauptmast auf. Eine Wolke aus Dampf, Metallteilen und Holzsplittern wirbelte empor, dazwischen die Überreste von Menschen.

McDenglot und die anderen starrten überrascht auf den Gegner, dessen Geschütze nun schwiegen.

„Donnerwetter“, murmelte ein Mann der Geschützbedienung. „Was ist denn da passiert?“

Eugenius McDenglot schob seine Offiziersmütze in den Nacken und kratzte sich. „Ich weiß es nicht. Vermutlich ist unser Geschoss durch die offene Luke gesaust und hat im Innern des Schiffes einen der Kessel getroffen.“

Es war ein Zufallstreffer, auch wenn der Geschützfürer später anderes behaupten würde.

Scheinbar hatte der getroffene Kessel nicht unter vollem Druck gestanden, denn die Fregatte war zwar schwer beschädigt, hielt sich aber über Wasser. In jedem Fall machte sie keinerlei Anstalten, erneut auf die davoneilende *Thunderer* zu feuern oder sogar die Verfolgung aufzunehmen.

„Das wird uns niemand glauben“, stellte Chief Walker kopfschüttelnd fest. „Unsere alte *Thunderer* hat fast eine französische Fregatte versenkt.“

„Nun, ich fürchte eher, dass man uns durchaus glauben wird“, meldete sich Lydia Smythe zu Wort. „Die Besatzung des Franzosen wird über diesen Vorfall berichten und das wird verdammt hohe Wellen schlagen.“ Sie sah den Captain eindringlich an. „Die werden von einem unprovokierten Angriff sprechen und wir haben keinen Beweis, dass sie wirklich Spione an Land setzen wollten.“

„Ja“, räumte McDenglot ein, „es wird wohl Ärger geben. Aber Sie alle haben auf meinen Befehl gehandelt. Daraus kann man Ihnen keinen Strick drehen.“

„Dafür könnte man einen Strick um Ihren Hals legen, Captain“, sagte Lydia Smythe und ihre Sorge war unverkennbar. „Der Franzosenkaiser wird nach Blut und Vergeltung schreien und unsere Königin und die Admiralität müssen einen Krieg vermeiden. Man wird nach einem Opfer suchen, Sir.“

Captain Eugenius McDenglot nickte bedächtig. „Ja, das wird man wohl.“

Lydia Smythe hatte sicherlich Recht und er konnte sich durchaus denken, welches Opfer man wählen würde.

2

Das Motorrad erregte ebenso viel Aufsehen, die der Mann, der es fuhr. Das war keine Selbstverständlichkeit, wenn man bedachte, dass es im Augenblick auf der Isle of Man von

Motorradfahrern und Anhängern des Rennsports wimmelte. Es waren die drei Tage der berühmten Touristen-Trophäe, die allgemein auch als Todesrennen bekannt waren. Drei Tage, in denen das Stampfen, Zischen und Heulen der Dampfmotorräder die Insel beherrschen würde. Für die Insel und ihre Bewohner, die sich selbst als Manx bezeichneten, galt der Ausnahmezustand. Zahlreiche Zuschauer waren von den englischen Inseln und dem europäischen Festland herübergekommen, um dem Rennen beizuwohnen. Viele aus Interesse am Sport, viele in der sensationslüsternen Gewissheit, dass es wieder Tote geben musste, und manche, um während des Rennens ihren Geschäften nachzugehen.

Die Maschine war eine schwere BMW, mit dem Hochleistungskessel und der Befeuerung auf dem Beiwagen, einem oben liegenden doppelten Ventiltrieb und schweren Blattfedern, auf denen die Achsen des Vorderrades und der hinteren Räder ruhten. Die geschwungene Lenkgabel bestand aus poliertem Messing und die ganze Maschine war in den Farben Schwarz, Rot und Gold lackiert. Auf der Seite des Beiwagens und neben dem Fahrersitz waren emaillierte Schilder angebracht, welche den deutschen Hoheitsadler zeigten. Wer den satten Klang des Auspuffs hörte, der wusste sofort, dass dieses Motorrad auf Höchstleistung getrimmt war und sicher zu den Favoriten gehörte.

Der Fahrer trug eine Hose mit ledernem Reitbesatz, schwere Stiefel und die braune Lederjacke des „Royal Air Corps“, mit passender Fliegerhaube und weißem Seidenschal, der im Fahrwind flatterte. Die Schutzbrille ließ nur wenig vom Gesicht des Mannes erkennen, der seine BMW in gemäßigter Geschwindigkeit fuhr. Die Straßen der Insel waren noch nicht für das Rennen freigegeben und man musste noch damit rechnen, Verkehrsteilnehmern zu begegnen, die nicht zu seinen Teilnehmern gehörten. Die schonungslose Jagd nach der Trophäe würde erst am kommenden Morgen eröffnet werden. Das Ziel des Fahrers war die Stadt Douglas, wo das Rennen beginnen und enden würde.

Werner von Holdenstein fuhr die Strecke nicht zum ersten Mal. Er hatte schon mehrmals an diesem Rennen teilgenommen und es sich, wie die meisten anderen Fahrer auch, zur Angewohnheit gemacht, sie vor dem Start abzufahren und sich ihre Eigenheiten frisch einzuprägen. Es gab zwei Gründe, warum er um die Trophäe kämpfte. Als genialer Konstrukteur schraubte er gerne an seinem Motorrad herum und probierte seine Erfindungen dann in der Praxis aus, und das Rennen gab ihm die Möglichkeit, auf legale Weise Franzosen zu töten.

Werner von Holdenstein würde den Franzosen und ihren Verbündeten niemals verzeihen, dass sie Deutschland unterworfen und sein schönes Berlin besetzt hatten. Er gehörte zu jenen, denen vor Jahren die Flucht in die nördlichen Nebelländer gelungen war, und obwohl er äußerlich immer korrekt und zuvorkommend wirkte, wurde er vom Hass auf den Franzosenkaiser getrieben. Als Konstrukteur hielt er viel von Effektivität und so hielt er nicht viel vom „fair Play“ im Umgang mit seinen Feinden. Wie üblich würde er die Siegestrophäe nicht erringen, doch dafür die Gelegenheit haben, den einen oder anderen Franzosen von der Straße zu drängen. Solch ruppiges Verhalten wurde bei dem Rennen erwartet und daher von allen Fahrern praktiziert. Dennoch erwartete man eine zahlreiche Teilnahme. Vielleicht, weil das Rennen auch ein Ventil für Fahrer und Zuschauer war, ihren Sympathien und Antipathien Luft zu verschaffen.

Die „Isle of Man“ lag zwischen Irland und England lag in den nördlichen Gewässern der irischen See. Sie maß rund 52 mal 22 Kilometer und besaß im Reich von Königin Victoria II. einen Sonderstatus. Sie gehörte nicht zum britischen Empire und war auch keine der Kronkolonien, sondern hatte sich unter den persönlichen Schutz und die Hoheit der Krone gestellt. Ein prinzipiell autarkes Land, im direkten Besitz von Königin Victoria II. Manches englische Gesetz galt hier nicht oder wurde auf eigene Weise ausgelegt. Dies machten sich die Bewohner der Insel, die „Manx“, und auch die englische Krone zunutze. Nur hier konnte das brutale Rennen um die Trophäe abgehalten werden, nur hier konnten sich Angehörige aller Nationen auf neutralem Boden treffen, Geschäfte tätigen und Informationen austauschen. Die Insel war ein Paradies für Geschäftsleute des offiziellen Handels und des Schmuggels, und ebenso für Spione. Die Polizei kümmerte sich nur wenig um diese Vorgänge, solange es den Manx gut erging und schritt nur dann ein, wenn die Verhandlungen eines Geschäftes zu brutal verliefen oder ein Inselbewohner in Gefahr geriet. Alles wurde sorgfältig hinter bürgerlichen Fassaden verborgen. Nur zur Zeit des Rennens änderte sich das. Die Veranstaltung wurde stets vom jeweiligen britischen Monarchen oder seiner Stellvertretung, dem Lord-Gouverneur, eröffnet. Zu dieser Zeit wimmelte es auf Man von Sicherheitskräften der Krone.

Zudem gab es hier den Stützpunkt der QFL, der „Queens Foreign Legion“.

Mancher Soldat der von Napoleon eroberten Länder konnte sich nicht mit der Besetzung seiner Heimat anfreunden und war entschlossen, weiter gegen den Eroberer zu kämpfen. Ein altes englisches Gesetz verbot es, dass „ausländische Soldaten“ den Boden Englands betreten. Die Isle of Man bot einen Ausweg, da sie der Königin unterstand und diese hier die königliche Fremdenlegion ausbilden und stationieren konnte. Vielleicht gab es unter diesen Männern und Frauen Spione Napoleons, doch das war eher unwahrscheinlich, denn die QFL sah im Kampf gegen die Franzosen ihre patriotische Pflicht und galt als fanatisiert.

Werner von Holdenstein folgte den engen Straßen der Insel, die sich dem Verlauf der zahllosen Hügel anpassten. Ein auf und ab, welches bei hohen Geschwindigkeiten und den engen Kurven tückisch werden konnte. Er würde Douglas bald erreichen und dort das „Kings German Legion“ ansteuern, ein altes Pub, welches ein beliebter Treffpunkt für die Rennteilnehmer war.

Das „Kings German Legion“ oder „KGL“ hatte eine alte Tradition, denn es bestand schon vor Zeiten der ersten napoleonischen Kriege. Es war Anno 1782 erbaut worden und schon damals Anlaufstelle jener Deutschen gewesen, die unter König Georg gegen Napoleon I. kämpften. Der Bau war inzwischen mehrfach erweitert und modernisiert worden, doch sein Kernstück war noch immer das uralte Pub in seiner Mitte, in dem die Zeit stehen geblieben schien.

Werner von Holdenstein sah ein halbes Dutzend Dampfmotorräder, als er seine Maschine auf den Parkplatz steuerte. Die meisten trugen Kennungen aus dem englischen Herrschaftsbereich, aber es waren auch eine russische und eine spanische Maschine darunter. Von Holdenstein lächelte unwillkürlich. In das KGL würde sich auch kaum ein Franzose verirren. Das Pub war ein beliebtes Ziel der königlichen Fremdenlegion und deren Feindseligkeit war bei den Franzosen bekannt.

Der Preuße bockte die schwere BMW auf ihren Ständer und bemerkte dabei, wie zwei Legionäre

näher kamen.

„Schöne Maschine“, meinte einer von ihnen mit Kennerblick. „BMW?“

„Mit einigen Verbesserungen“, antwortete von Holdenstein.

„Rennteilnehmer?“ Es war eher eine Feststellung, als eine Frage, denn der Legionär grinste breit. „Und zudem ein Preuße, wie man an den Farben und dem Adler sieht. Na, ich hoffe, Sie heizen den Franzmännern ordentlich ein.“ Er deutete zum Eingang des Pubs. „Genehmigen Sie sich ruhig ein schönes Ale, Sir. Wir geben schon Acht, dass sich kein Unbefugter ihrer Maschine nähert.“

Werner von Holdenstein fischte einen Goldvictoria aus seiner Lederjacke und warf sie dem Legionär zu, der die Münze geschickt auffing. „Danach trinkt einen auf das Wohl der Legion.“

„Das werden wir.“

Vor dem Eingang standen mehrere Inselbewohner und ein paar Legionäre. Einer der Männer hatte eine der typischen schwanzlosen Inselkatzen auf dem Arm und kraulte sie, während er dem Preußen freundlich zunickte.

Direkt hinter der massiven Eingangstür schien Werner von Holdenstein in ein anderes Jahrtausend einzutauchen.

Das „KGL“ war ein Fachwerkbau mit zahlreichen kleinen Räumen gewesen. Einige der Zwischenwände hatte man entfernt, um mehr Platz für den Schankraum zu schaffen, und nur die stützenden Holzbalken stehen lassen. Die Wandsegmente waren unlängst frisch getüncht worden, wobei man das Holzwerk ausgespart hatte. Die Hölzer waren fast Schwarz vom Alter und dem Tabakrauch zahlloser Gäste. An den Wänden befanden sich verblichene Fotos und Gemälde. Einige zeigten Berühmtheiten, die hier einmal zu Gast gewesen waren, andere Schlachten aus den ersten napoleonischen Kriegen, an denen die „Kings German Legion“ teilgenommen hatte. Dazwischen hingen Originalwaffen aus verschiedenen Jahrhunderten und diverse Ausrüstungsteile. Von Holdenstein erkannte ein altes Baker-Gewehr, und eine Brown Bess genannte Muskete, aber er war keine Historiker und interessierte sich nicht sonderlich für vergangene Dinge.

Der Raum war jetzt, am späten Nachmittag, schon gut gefüllt und Stimmen schwirrten durcheinander. Zahlreiche Blicke folgten dem Preußen, der in seiner Rennkluft auffiel.

Werner von Holdenstein hatte lange auf seiner BMW gesessen und war froh, sich endlich strecken und ein wenig stehen zu können. Er trat zwischen einige Gäste, die auf ihren Hockern saßen, und stellte sich an den Tresen. Auch hier hatte sich das dicke Holz längst verfärbt und die einst makellose Politur zeigte die Spuren zahlloser Gläser, wo englisches Ale seine Ätzspuren hinterlassen hatte.

Der stämmige Wirt wollte automatisch ein wohltemperiertes Ale zu ihm hinüber schieben, doch von Holdenstein winkte ab. „Vielen Dank, aber ich bevorzuge kaltes Bier.“

Rechts neben dem Preußen saßen zwei Legionäre auf ihren Schemeln und einer von ihnen war schon sichtlich angetrunken. Er sah von Holdenstein mit trunkenem Grinsen an. „Wohl kein Freund von englischem Ale, was? Wohl gar ein Freund von Froschschenkeln und Weißwurst, was?“

Die provozierenden Worte ließen die Gespräche im Schankraum schlagartig verstummen.

„Reg dich ab, Sven“, beschwichtigte sein Kamerad. „Der Mann trägt die Jacke des Royal Air

Corps. Der ist einer von den Guten.“

„So eine Jacke kann jeder kaufen“, knurrte der Betrunkene, der offensichtlich auf Streit aus war. „Oder er hat sie einem unserer toten Zeppelinflieger abgenommen.“

Von Holdenstein versteifte sich, denn diese Beleidigung war zu offensichtlich, um sie auf sich beruhen zu lassen. „Ich trage diese Jacke, weil sie mir von den Männern des RAC geschenkt wurde“, sagte er mit klarer Stimme. „Ich bin Konstrukteur und habe ein paar Verbesserungen an den Dampfkesseln vorgenommen. Dadurch fliegen unsere Zeppeline jetzt etwas höher und schneller.“

„Bah, so etwas kann jeder behaupten“, giftete der Betrunkene und machte Anstalten, von seinem Schemel zu rutschen.

Sein Freund hielt ihn am Arm fest. „Es reicht, Sven. Du lässt den Mann in Ruhe. Der ist kein Franzmann.“

Sven schüttelte die Hand ab. „Aber vielleicht ihr Freund. Ich mag keine Freunde der Franzmänner. Mag ich überhaupt gar nicht.“

Werner von Holdenstein seufzte. Der Legionär war gut trainiert und sicherlich auch im Nahkampf ausgebildet. Allerdings würden seine Reflexe unter dem Alkoholeinfluss stark gelitten haben. Der Preuße hatte keinen Zweifel, dass er den Mann besiegen würde, aber er wollte Streit vermeiden. Auch wenn von Holdenstein im Recht war, so würde es kein Legionär gerne sehen, wenn einer der ihren auf die Bodenbretter geschickt wurde.

Ein schwächlicher Mann drängte heran und baute sich zwischen dem Preußen und dem angriffslustigen Legionär auf. Er trug ebenfalls die Uniform der Legion und hatte das Schiffchen in einem verwegenen Winkel nach hinten geschoben. Er war mehr als einen Kopf kleiner als sein Gegenüber und musste zu diesem aufsehen. „Das hier ist Werner von Holdenstein“, sagte er laut. „Ich habe ihn schon ein paarmal auf der Strecke gesehen. Ein wahrer Preuße, und er hat schon drei verdammte Franzosen und einen Bayern aus dem Rennen geschmissen. Er hat also mehr Kerben im Kolben seines Gewehres, als du verdammtes Großmaul.“

Der Betrunkene runzelte die Stirn, als die Worte allmählich in sein Bewusstsein sickerten. „Drei Froschfresser?“

„Und einen Bayern“, fügte der Schwächliche hinzu.

Sven kratzte sich im Nacken und sein Gesichtsausdruck wurde verlegen, während er von Holdenstein ansah. „Und einen Bayern? Das ist gut“, brummte er. „Das ist wirklich gut.“ Unvermittelt streckte er seine Hand aus. „Nichts für ungut, Sir. Habe ein wenig über den Durst getrunken und wohl das Maß verloren.“

Von Holdenstein nahm die Hand und nickte. „Ist mir auch schon passiert“, erwiderte er freundlich, obwohl er stets darauf achtete, niemals zu viel zu trinken. „Vergessen wir es. Die nächste Runde geht auf mich, meine Damen und Herren.“

Fröhliches Gelächter erklang und im Verlauf des Abends war noch mancher Trinkspruch zu hören, bevor sich von Holdenstein auf sein kleines Zimmer zurückzog. Um die Sicherheit seiner BMW brauchte er nicht zu fürchten. Vier stämmige Legionäre wachten mit Argusaugen darüber, dass sich

keiner der Konkurrenten oder deren Sympathisanten an der Maschine zu schaffen machten.

Nachdem der Preuße am folgenden Morgen den Kessel seines Motorrades angeheizt hatte, fuhr er, von den besten Wünschen der anderen begleitet, zum Startpunkt nach Douglas. Das Wetter war ausgezeichnet. Die Sonne schien und man hoffte, der Nebel werde sich in den kommenden Tagen kaum bemerkbar machen. Eine Seltenheit in den nördlichen Breitengraden und nicht nur für das Rennen hoch willkommen. Im vergangenen Jahr war es um zwei Wochen verschoben worden, da der Nebel das englische Königreich fest im Griff gehabt hatte.

Die bei den Insulanern „Doolish“ genannte Stadt quoll förmlich über, als von Holdenstein zum Startplatz fuhr. Dutzende von Fahrern und ihre Anhänger und Teams waren hier versammelt, dazu Massen Neugieriger, Funktionsträger und Reporter. Musikkapellen spielten, Schausteller boten ihre Künste feil, um die Wartezeit zu überbrücken und überall waren Straßenhändler und Sicherheitskräfte unterwegs.

Von Holdenstein erreichte den Startplatz und wurde von einem Offiziellen in seine Position eingewiesen. Abermals trafen ihn neugierige Blicke. Diesmal nicht wegen seiner Maschine oder seiner Aufmachung, sondern weil er, im Gegensatz zu den anderen Fahrern, kein Team dabei hatte, welches sich um ihn und seine Maschine kümmerte. Um ihn herum waren Rennmaschinen aufgebockt, deren Wassertanks frisch aufgefüllt und deren Brennstoffvorräte ergänzt wurden. Fahrer und Mechaniker überprüften Reifen, Fahrwerke, Gestänge, Lenkungen und die zahlreichen anderen Details, die den Sieg bringen sollten.

Viele der Fahrer bewegten sich zwischen den anderen Maschinen, um diese einzuschätzen und sich so darauf einstellen zu können, was sie an Leistung und Gefahr brachte. Verkleidungen waren an den Rennmaschinen strikt verboten, mit Ausnahme der angebrachten Rennplaketten und Hoheitsemele. Es wäre sonst möglich gewesen, hinter den Schutzblechen verbotene Teile zu montieren oder zu verstecken. Kein Fahrer durfte Gegenstände mit sich führen, die sich als Waffe missbrauchen ließen. Außer einem justierbaren Schraubendreher und einem verstellbaren Maulschlüssel war auch kein Bordwerkzeug erlaubt. Selbst einfache Hilfsmittel, wie Rückspiegel, waren verboten. Offizielle achteten argwöhnisch auf die Einhaltung dieser Vorschrift.

Werner von Holdenstein blieb bei seiner BMW, damit niemand daran manipulieren konnte. Gelegentlich warf er einen Blick zu den anderen Motorrädern hinüber. Einige besaßen tatsächlich noch hydraulische Stoßdämpfer, die für einen Privatmann kaum erschwinglich waren, doch die meisten hatten Dämpfungssysteme aus einstellbaren Blattfedern.

Die Verwendung von Thermionit war verboten, da England das Monopol hatte und das effektive Hitzemineral dem Fahrer einen Vorteil verschafft hätte. Sicher gab es auch bei anderen Nationen kleine Mengen, die man durch illegale Kanäle beschafft hatte, doch diese würde man nicht auf einem internationalen Rennen offenbaren. Ein mit Thermionit betriebener Dampfkessel benötigte keine zusätzliche Befuerung, da das Heizmineral über ein kleines Röhrchen zugeführt wurde. Somit hatten alle Rennmaschinen die Beiwagen mit Heizkessel und Brennmaterial bepackt, wobei die Befuerung des Brenners über eine winzige Rutsche erfolgte, damit der Fahrer während des Rennens nachlegen

konnte.

Während der Preuße die Einstellungen seiner Maschine überprüfte, hörte er Schritte hinter sich und ein dezentes Hüsteln. Er blickte auf und sah zwei sehr bekannte Gesichter. Sir Jonathan Henlon war wohl *der* Großindustrielle des britischen Königreiches und der Hauptsponsor des Rennens. Neben ihm stand ein Mann mit fein geschnittenen Gesichtszügen, der eine rot-weiß-blaue Rennmontur trug. Der Comte Jean de Genaud gehörte sicher zu den Favoriten des Rennens und hatte es bereits zweimal gewonnen. Der Adlige gehörte zu einem Team von vier Franzosen, wobei seine Mitstreiter die Aufgabe hatten, ihm den Rücken freizuhalten.

„Ich bin nur gekommen, um Ihnen ebenfalls viel Glück zu wünschen, Herr von Holdenstein“, sagte Sir Jonathan freundlich und reichte dem Preußen die Hand. „Es freut mich, Sie in diesem Jahr wieder beim Trophäenrennen zu sehen. Sie haben zahlreiche Fans, die Ihnen von ganzem Herzen die Daumen drücken.“ Er sah den Franzosen an seiner Seite lächelnd an. „Wobei der Comte de Genaud wohl eher nicht dazu gehört. Aber er ist ein wirklicher Sportsmann und freut sich sicherlich ebenfalls, sich erneut mit Ihnen messen zu können.“

Der Comte deutete eine höfliche Verbeugung an. „Eine der wenigen Gelegenheiten, bei welcher die Diplomatie hinter der persönlichen Leistung zurücksteht.“ Sein Englisch hatte nur den Hauch eines französischen Akzents. „Ihre Fähigkeiten, Monsieur von Holdenstein, sind im Reich des Kaisers wohl bekannt. Ihre Majestät bedauert, dass Sie ihm nicht zur Verfügung stehen.“

Werner von Holdenstein verbeugte sich ebenfalls. „Richten Sie der Majestät aus, dass mich seine Anerkenntnis meiner bescheidenen Fähigkeiten sehr ehrt“, sagte er höflich. „Dennoch weichen die Wünsche des Kaisers doch erheblich von den meinen ab. Ich werde ihm somit auch weiterhin nicht zur Verfügung stehen können.“

„Sehr bedauerlich“, seufzte der Comte und man hatte das Gefühl, dass dies sogar sein ehrliches Empfinden war. „Sie sind wirklich ein überaus fähiger Konstrukteur und könnten manche Verbesserung bewirken.“

„Oh, seien Sie versichert, dass ich das auch tue“, antwortete der Preuße. „Wenn auch vielleicht nicht im Sinne Ihres Kaisers.“

Der Comte deutete nochmals eine Verbeugung an. „Ich bin sicher, es wird ein interessantes Rennen, Monsieur.“

Werner von Holdenstein war ebenfalls davon überzeugt.

Nachdem die beiden Herren gegangen waren, ließ er sich von einem der Offiziellen eine Liste der Rennteilnehmer aushändigen. Zu seinem Bedauern fand er auch zwei deutsche Fahrer, die nun für den Franzosenkaiser fuhren. Andererseits waren keineswegs alle Fahrer politisch motiviert. Obwohl jegliche internationale Sportveranstaltung natürlich auch patriotische Gefühle weckte, nahmen die meisten Fahrer aus persönlichem Interesse teil. Die Härte des Rennens war weltweit bekannt und schon die Teilnahme daran bedeutete persönliche Anerkennung, vor allem, wenn man zu den Überlebenden gehörte. Dem Sieger winkten dabei nicht nur der Siegerpokal, sondern auch verschiedene Bevorzugungen in seiner Heimat.

Auch von Holdensteins Maschine wurde genauestens auf verbotene Manipulationen untersucht. Daher hatte er von vornherein auf den Versuch verzichtet, etwas Thermionit zu verstecken. Die Offiziellen waren sehr genau und überaus erfahren und hätten das verbotene Mineral möglicherweise entdeckt. Der Preuße wollte jedoch keinen lebenslangen Ausschluss vom Rennen riskieren. Nachdem seine Maschine freigegeben war, bezog ein Rennhelfer Position bei ihr und wachte darüber, dass keine nachträglichen Veränderungen vorgenommen werden konnten.

Kameramänner und Reporter fingen die Stimmung ein. Die Filme würde man kopieren und an die zahllosen internationalen Wochenschauen senden, die sie dann auf den öffentlichen Plätzen vorführten. Die Reporter hatten es da leichter. Sie konnten bei diesem guten Wetter direkt übertragen. Zwar gab es keinen Langstreckenfunk mehr, und auch keine Möglichkeit zur Bildübertragung, aber unter günstigen Umständen konnte man den Kurzstreckenfunk nutzen, der immerhin knappe vierzig Kilometer überbrückte, bevor die Signale nicht mehr verständlich waren. In jedem Land gab es eine Unzahl von Übertragungsstationen und jeder Haushalt verfügte über ein Radiogerät. Aber irgendwo gab es immer einen regionalen Elektrosturm, der die Übertragung verhinderte und bei den größeren Stürmen brach gewöhnlich das gesamte Sendernetz zusammen. Selbst die Nutzung unterirdisch verlegter Kabel brachte nur wenig Abhilfe und war zudem aufwendig und teuer. Die wertvollen Leitungen wurden daher vorwiegend für die Stromversorgung verwendet.

Nur am Rande nahm von Holdenstein das Spiel der Kapellen und die Reden der Würdenträger wahr. Erst als ein Kanonenschuss die Vorwarnung zum baldigen Rennbeginn gab, schob er seine BMW auf den zugewiesenen Startpunkt. Überall wurden Wasserstände geprüft, letzte Kohlen oder Holzscheite nachgelegt und das Schrillen der Sicherheitsventile begann den Lärm der Zuschauer zu übertönen. Es schien fast, als vereine sich das Pfeifen der Ventile zu einer Melodie, die vom baldigen Start kündete.

In diesem Jahr würde der Lord-Gouverneur das Zeichen geben. Da es eine zivile Veranstaltung war, verzichtete der Würdenträger auf Uniform und trug einen ebenso formellen wie unbequemen Diplomatenganzug, nebst Zweispitz und Schärpe. Alle Blicke waren gebannt auf ihn gerichtet, als er eine Pistole hob und den ersehnten Schuss löste.

In den peitschenden Knall mischten sich der erregte Aufschrei der Menge und das Aufheulen der Motoren.

Das Rennen hatte begonnen.

Es war Tradition, dass die Fahrer nicht in einem geschlossenen Feld starteten. Im Sekundentakt wurden die Maschinen einzeln freigegeben und von Holdenstein war in der zweiundzwanzigsten Position, als er die Ventile öffnete.

Die BMW ruckte an und der Preuße stieß einen erregten Schrei aus, als die Räder griffen und die Maschine immer schneller über die Straße rollte.

Das Straßennetz auf der Insel hatte eine Länge von 800 Kilometern. Im Jahr 1911 hatte man erstmals knapp 61 Kilometer für den Rennkurs am Berg Snaefell abgesperrt. Die kurvige und hügelige Strecke musste viermal abefahren werden, um die Renntrophäe zu gewinnen. Die

Anforderungen an die Rennteilnehmer waren immens. Es war schier unmöglich, sich jede Kurve und jeden Bremspunkt einzuprägen und die Strecke führte über freies Land und mitten durch Ortschaften. Es gab kaum Vorkehrungen, um einen Sturz abzumildern, dafür Häuser, Steilwände, Böschungen und Bodenwellen. Es war schon schwierig genug, seine Maschine mit Höchstfahrt über die Strecke zu bringen, ohne dass man dabei behindert wurde, doch beim Rennen um die begehrte Trophäe waren Abdrängen und sogar Anstoßen einer anderen Maschine durchaus erlaubt.

Wer sich nun auf dem abgesperrten Rennkurs bewegte, war ein Gegner, denn kein Inselbewohner oder Zuschauer hätte sich noch dicht an die Straße gewagt. In einigem Abstand zur Strecke waren Tribünen oder Zuschauerbereiche eingerichtet und Ferngläser waren begehrte Objekte. Polizisten und Legionäre achteten darauf, dass sich niemand der Straße näherte. Pferdefuhrwerke und Dampfambulanzen standen bereit, sich um die weniger glücklichen Rennteilnehmer zu kümmern.

Eine normale Rennmaschine brachte es auf fast einhundert Stundenkilometer und einige waren sogar noch schneller. Aber Geschwindigkeit war nicht unbedingt der entscheidende Faktor, um das Rennen zu gewinnen. Von Holdenstein ließ sich und seiner Maschine Zeit. Er wollte ihre wahren Fähigkeiten erst später ausspielen. Erfahrungsgemäß würde sich das Feld der Rennteilnehmer dann schon ein wenig gelichtet haben.

Von Douglas aus ging es, grob gesehen, zunächst westlich in Richtung auf Saint Johns, von dort ungefähr nördlich nach Ramsey und wieder zurück nach Douglas. Vor allem bei Ramsey würden wohl einige Fahrer ausscheiden, denn der dortige Streckenabschnitt war besonders kurvenreich und gefährlich. Insgesamt gab es auf der Strecke über zweihundert Kurven und einige trugen die Namen verunglückter Rennfahrer.

Werner von Holdenstein kontrollierte die bescheidenen Armaturen und den Drehzahlmesser des Antriebsrades. Im Schnitt fuhr er einhundertzehn Stundenkilometer und er konnte noch weit mehr Leistung aus der Maschine holen. Jeder Kolben, jeder Zylinder und jede Dichtung war von ihm selbst nachgearbeitet worden und die Effizienz der Kohledampfmaschine so weit gesteigert, wie es in seinen Fähigkeiten lag. Er hatte darauf verzichtet, am Rahmen Gewicht zu sparen und die Federung bewusst hart eingestellt. Es mochte unbequem sein, jeden Stoß einer Fahrbahnwelle zu spüren, doch es reduzierte die Gefahr, dass die Maschine bei zu weicher Federung die Bodenhaftung verlor. Manche Fahrer gingen den Gesäßschonenden Weg und mussten teuer dafür bezahlen.

Schon kurz hinter Douglas sah der Preuße den ersten Ausfall. Ein Fahrer hatte die Kurve falsch genommen und war aus der Fahrbahn geschleudert worden. Ein Baum hatte ihn unsanft abgebremst und die Sanitäter machten keinen hoffnungsvollen Eindruck, sein Leben retten zu können. Ein paar Kilometer weiter hatte es eine Remperei zwischen zwei Teilnehmern gegeben. Der abgedrängte hatte sich im Graben überschlagen und es waren noch keine Helfer eingetroffen, der andere Fahrer schien mit seiner Maschine über die Fahrbahn geschlittert zu sein.

Werner von Holdenstein hatte nur ein verächtliches Lächeln für Letzteren übrig. Wer eine Remperei anzettelte, musste sich damit auch auskennen, sonst bezahlte man selber. Der Mann war ein Narr gewesen oder hatte einfach Pech gehabt. Jedenfalls waren beide nun ausgeschieden.

Vor und hinter ihm waren andere Fahrer. Die meisten waren noch damit beschäftigt, sich an das zu erinnern, was sie sich bei den Probefahrten auf der Strecke eingeprägt hatten. Von Holdenstein hielt das für eine vergebliche Mühe. Diesen Rennkurs absolvierte man nur mit Instinkt und guten Reflexen, einem gewissen Maß an Wagemut und der erforderlichen Vorsicht. Der Preuße achtete kaum auf die Landschaft, nur auf die Fahrbahn und die Fahrer, die in seiner Nähe waren. Sie alle schätzten sich gegenseitig ab.

Ein Mann mit dem Emblem der panasiatischen Republik erwiderte von Holdensteins Blick. Der Preuße kannte den Ausdruck solcher Augen. Der Asiate wollte es versuchen. Der Konstrukteur schätze Fahrer und Maschine ein. Der Mann hatte keinen Helm und keine Haube aufgesetzt, sondern trug ein weißes Stirnband mit der roten Sonne des alten Japan. Er schien erfahren und das Dampfmotorrad war etwas schwerer, als die BMW. Der leichten Rauchfahne nach, die aus dem Brenner aufstieg, heizte der Mann mit Holz und nicht mit Kohle. Es konnte bedeuten, dass Kessel und Motor nicht so leistungsfähig waren, aber darauf wollte sich der Preuße lieber nicht verlassen. Es war sicher besser, den Mann zu täuschen und zu einem voreiligen Angriff zu verleiten.

Da der Panasiate schräg rechts hinter von Holdenstein fuhr, musste der sich zu ihm umsehen und tat dabei so, als verrisse er die Lenkgabel ein wenig. Nur eine Winzigkeit, gerade genug, um dem Asiaten zu suggerieren, dass sein Gegner ein wenig unerfahren oder nervös war. Der Preuße glaubte förmlich, das geringschätzige Lächeln des Mannes zu sehen, als der die Ventilhebel verstellte, um sein Motorrad zu beschleunigen.

Ein Rammversuch von rechts zielte immer auf den schwächsten Punkt eines Dampfmotorrades – Den Beiwagen mit Kessel und Brenner. Auch wenn diese beiden Geräte relativ unempfindlich waren, so befanden sich dort jedoch die Rohrzuleitungen und Gestänge, die den Motor antrieben. Von Holdensteins Gegner würde versuchen, den Beiwagen mit einem kurzen Stoß zu rammen, so dass der Preuße gegensteuern musste. Wenn ein Angreifer es richtig machte, konnte er den Korrekturversuch des Fahrers dazu ausnutzen, erneut zu rammen und die Bewegung des Gegensteuerns so zu verstärken, dass der Angegriffene endgültig die Kontrolle verlor.

Werner von Holdenstein warf einen raschen Blick nach vorne. Die Strecke war hier gerade, aber sie näherten sich einer Bodenwelle. Er musste seine Aktion zeitlich genau abpassen und hoffen, dass sein Gegner, wenn auch ohne es zu ahnen, mitspielte.

Sein Angreifer hatte die Bodenwelle ebenfalls erkannt, glaubte aber offensichtlich, sie seinerseits zum eigenen Vorteil nutzen zu können. Er war gut und setzte im genau richtigen Zeitpunkt zum Rammen an. Von Holdenstein konnte das Lächeln des Mannes erkennen, als seine Maschine heran war und fast schon den Beiwagen der BMW berührte. Im letzten Augenblick gab der Asiate zusätzlich Dampf, um die Wirkung des Stoßes zu verstärken. Der Preuße tat dasselbe, allerdings um dem Rammen die Kraft zunehmen.

Der Stoß des Motorrades ging ins Leere und der Schwung trieb die Maschine genau hinter die BMW. Von Holdenstein stützte sich auf die Lenkgabel und drückte seinen Körper hoch, wie es ein Fahrer tat, der im nächsten Augenblick mit beiden Füßen auf die seitlichen Bremspedale sprang, um

eine Notbremsung vorzunehmen. Ein Bluff, der den Asiaten dazu veranlasste, den eigenen Lenker instinktiv zur Seite zu reißen, um einem Aufprall auf das Heck der BMW auszuweichen. Ein Zusammenstoß an dieser Stelle hätte Lenkung und Achsfederung des Angreifers in höchstem Maße gefährdet. Das Motorrad zog nun links mit der BMW auf gleiche Höhe und der Preuße hatte jetzt seinerseits Gelegenheit, den Angriff zu erwidern. Das Glück war auf seiner Seite, denn nun erreichten sie die Bodenwelle. Von Holdensteins hart eingestellte Blattfedern bewährten sich, der andere Fahrer hatte weit weniger Glück.

Der Preuße glaubte noch, ein lautes „Banzai“ von dem unglücklichen Fahrer zu hören, während dessen Motorrad hinter der Bodenwelle aufsetzte, hochfederte und sofort ins Schleudern kam, als es abermals den Boden berührte. Als die schwere BMW vorbei raste, überschlug sich das andere Motorrad, prallte mit dem Beiwagen auf, und dann hallte der Knall einer Kesselexplosion über das Land.

Erneut kam von Holdenstein an den Spuren eines Unfalls vorbei. Dem Fahrer ging es gut und er stand fluchend neben seiner völlig demolierten Maschine und sah frustriert zu den anderen Maschinen, die an ihm vorbei zogen.

Keiner der Fahrer hatte mehr als einen flüchtigen Blick für die Landschaft übrig. Grasbewachsene Hügel und kleine Baumgruppen zogen vorbei, Schafe zupften eher gleichgültig an ihren Halmen, während die Schafhüter besorgt waren, dass die lärmenden Rennmaschinen ihre Lieblinge nicht erschreckten. Die Straßen in den kleinen Dörfern waren wie leergefegt, aber in den Fenstern drängten sich die Neugierigen.

Bis Bellacrairie versuchten mehrere Fahrer, sich gegenseitig zu überholen, doch keiner unternahm den Versuch, ein anderes Motorrad zu rammen. Das Rennen verlief nun ungefähr nach Norden, auf die Stadt Ramsey zu und von Holdenstein vermutete, dass insgesamt sieben oder acht Fahrer ausgeschieden waren. Nicht alle waren spektakulären Unfällen zum Opfer gefallen. Der Preuße sah wenigstens einen, der missmutig an seiner defekten Maschine schraubte.

Auf einer langen Geraden setzte ein Fahrer zu einem Versuch an, von Holdenstein abzudrängen. Der überlegte kurz, ob er die Herausforderung annehmen sollte, entschied sich dann aber dagegen. Sein Ziel war es, die Franzosen zu erwischen. Sie mussten gut sein und schnelle Maschinen haben, denn bislang war wohl keiner von ihnen ausgefallen und sie mussten sich im vorderen Feld befinden. So gab er seiner BMW die Ventile frei und zog dem überraschten Angreifer mit fast 125 Stundenkilometern davon. Die Straße flog nun förmlich unter ihm dahin und der Konstrukteur war sich des Risikos der schnellen Fahrt durchaus bewusst. Aber wenn er einen oder zwei der Franzosen aus dem Rennen werfen wollte, musste er zu diesen aufschließen.

An einer doppelten Bodenwelle hätte er beinahe die Beherrschung über seine Maschine verloren und konnte sie nur mit größter Mühe wieder abfangen. Statt vorsichtiger zu werden, beugte er sich ein wenig zur Seite und schob zwei Schaufelchen Kohle in den Brenner nach. Der Dampfdruck war hervorragend, aber von Holdenstein wusste, dass er auf den Wasserstand achten musste. Wasser während der Fahrt in einen Kessel nachzufüllen, war eine sehr riskante Angelegenheit, denn man

musste zumindest einen Teil des Drucks ablassen, damit ein Ventilverschluss nicht um die Ohren flog. Zudem bestand die Gefahr, sich eine Verbrühung zuzuziehen. Meist waren die Fahrer gezwungen, das Rennen für eine halbe Stunde zu unterbrechen, bevor sie nachfüllen, aufheizen und weiterfahren konnten.

Von Holdensteins BMW war deutlich schneller als die anderen Rennmaschinen und er grinste glücklich in der Gewissheit, dass sich die vielen Arbeitsstunden gelohnt hatten, die er in seine Maschine gesteckt hatte. Ein paar Kilometer vor Ramsey sah er dann endlich die rot-weiß-blaue Rennbekleidung eines Franzosen vor sich. Seine Maschine hatte noch ein klein wenig Reserve, doch diese wollte der Preuße erst im Notfall offenbaren. Die Geschwindigkeit reichte auch so, sich dem Gegner stetig anzunähern.

Das Rennen war als rau bekannt und ein Fahrer war gut beraten, sich gelegentlich zu vergewissern, was sich in seinem Rücken tat. Der Franzose vor von Holdenstein machte jedoch keinerlei Anstalten, ab und an nach hinten zu sehen. War der Mann ein Neuling oder einfach naiv? Der Preuße konnte sich nicht vorstellen, dass die ehrgeizigen Franzosen mit unerfahrenen Männern antraten. Woher kam also diese Selbstsicherheit?

Werner von Holdenstein verlangsamte ein wenig, um die wahre Leistung seiner BMW zu verbergen. Zudem verschaffte es ihm Zeit zu überlegen, was an dem Franzosen nicht stimmte. Er konnte keinen verbotenen Rückspiegel erkennen, dennoch musste der Fahrer eine Möglichkeit haben, zu erkennen, was hinter ihm geschah. Der Bursche konnte sich schließlich nicht auf sein Gehör verlassen, denn die eigene Maschine machte ja selbst einen Höllenlärm.

Der Konstrukteur kam nicht dahinter, welchen Trick der Gegner vielleicht anwendete. Jedenfalls glaubte er nicht daran, sich dem anderen Fahrer unbemerkt nähern zu können. Er musste also darauf bauen, ihn mit der wahren Leistung der BMW zu überraschen und durfte diese erst im letzten Augenblick ausspielen.

Werner von Holdenstein kam näher, Meter um Meter.

Der Franzose musste erfahren sein und als solcher würde er auch damit rechnen, dass ein Angriff seinem Beiwagen und der Dampfanlage galt. Von Holdenstein gehörte zudem zu den Fahrern, die im französischen Team bekannt waren. Umsonst hatte ihm der Comte de Genaud sicher nicht seine Aufwartung gemacht.

Der beste Schutz war zu verhindern, dass man den Beiwagen rammen konnte, aber das war nicht leicht. Es war keine Spazierfahrt, bei der man mit dem Motorrad immer schön dicht rechts am Straßenrand fuhr. Die hohen Geschwindigkeiten und zahlreichen Kurven zwangen dazu, beide Straßenseiten auszunutzen und somit gab es immer wieder Phasen, die ein Angreifer zum Rammstoß ausnutzen konnte.

Von Holdenstein versuchte, den Franzosen zu bluffen und zog von der Beiwagenseite heran. Wie er erwartet hatte, bemerkte der Fahrer die Annäherung und reagierte auf jene Weise, mit welcher der Preuße seinen japanischen Widersacher überrascht hatte – Er beschleunigte unerwartet schnell.

Eine andere Maschine hätte er wahrscheinlich abgehängt, nicht jedoch die BMW des Preußen.

Beide Maschinen jagten wohl mit hundertdreißig Stundenkilometern über die Strecke und der Konstrukteur begann sich zu fragen, wie lange seine Maschine oder die des anderen dies wohl durchhalten würden. In das Stampfen der Kolben der BMW mischte sich allmählich ein leises Klingeln, welches darauf hinwies, dass die harten Vibrationen irgendwelche Verbindungen zu lösen begannen. Entweder gelang es ihm, den Gegner nun rasch zu stellen, oder er musste befürchten, dass seine Maschine versagte. Für einen Konstrukteur seines Namens wäre dies eine Erniedrigung, welche die Franzosen sicherlich weidlich ausnutzen würden.

Sie jagten dahin und der Abstand betrug kaum noch zehn Meter, als sie in die engen Kurven bei Ramsey einfuhren. Es war nicht von Holdensteins Verdienst, dass der Franzose die Beherrschung über die Maschine verlor. Der Mann schaffte die Kurve nicht und krachte mit brutaler Wucht in eine Leitplanke. Obwohl der Preuße die Franzosen von Herzen hasste, musste er kurz die Augen schließen, als er die Auswirkungen im vorbeifahren sah.

Benommen zog er die Ventilhebel zurück und nahm Dampfdruck aus den Zuleitungen. Das rasende Stampfen der Kolben wurde langsamer.

Werner von Holdenstein atmete mehrmals tief durch. Er hatte schon manchen Unfall gesehen, doch dieser bereitete ihm Übelkeit. Er steuerte an den Straßenrand und hielt an.

Auf seiner Maschine sitzend rang er nach Fassung und ignorierte andere Maschinen, die nun an ihm vorbei fuhren. Sein Blick glitt unruhig umher, um die Bilder des soeben erlebten zu verdrängen. Dabei sah er auch auf die irische See hinaus und eine dünne Rauchsäule fesselte seine Aufmerksamkeit. Es war nicht die typische Rauchsäule des Schornsteins einer Dampfmaschine, sondern fettiger schwarzer Qualm, wie er nur von einem Feuer stammen konnte.

Werner von Holdenstein griff in die Innentasche seiner Lederjacke und zog ein Etui hervor. Diesem entnahm er seine Brille, die er oft bei diffizilen Arbeiten trug. Das Brillengestell wies mehrere voreinander gefasste Gläser auf, die man, ähnlich einem Fernglas, auf verschiedene Distanzen scharf einstellen konnte. Er drehte an den Stellrädern und suchte dabei nach der Rauchfahne, bis er sie erneut im Blickfeld hatte. Seine Augen weiteten sich überrascht.

„Donnerwetter“, murmelte er. „Wenn das mal keine französische Fregatte ist.“

Es war unzweifelhaft eine 6-Kanonen-Fregatte, die unter der Trikolore des Kaisers fuhr. Das Kriegsschiff hatte sichtlich Schlagseite, schien aber nicht in Gefahr zu sein, zu sinken, denn die Männer auf dem schrägen Deck bewegten sich ruhig und zeigten keinerlei Panik. Der Rauch stieg aus einem klaffenden Loch in der Bordwand auf. Werner von Holdenstein bemerkte, dass die Metallpanzerung nach außen aufgerissen war. Eine Explosion im Inneren des Schiffes.

Der Preuße lächelte kalt. „Eure Kessel taugen wohl nicht viel.“

Die Seemannschaft des französischen Kapitäns war außergewöhnlich. Der Schaden befand sich eigentlich unterhalb der Wasserlinie und war zu groß, als dass die Lenzpumpen ihn hätten bewältigen können. Der Kapitän hatte wohl einige Kammern und Räume auf der unbeschädigten Seite fluten und die Ladung umtrimmen lassen, so dass sich das Leck über das Wasser hob. Ein gefährliches Manöver, aber es schien das Schiff zu retten, wenn es nicht in einen Sturm geriet.

Die Augen von Holdensteins verengten sich. An der schrägen Panzerung der Fregatte bemerkte er zwei längliche Schrammen. Dort war der schwarze Anstrich beschädigt, auch wenn die Rumpflatten selbst nicht gelitten hatten. Diese Art von Spuren entstanden nur, wenn Geschosse auf den Seitenschutz aufgeprallt und von diesem abgelenkt worden waren.

„Sieh an“, murmelte er versonnen. „Sieht ganz danach aus, als hätte es ein Gefecht gegeben.“

Von Holdenstein setzte die Brille ab und überlegte. So stark, wie das Schiff beschädigt war, musste es den nächsten schützenden Hafen ansteuern und das war unzweifelhaft Ramsey. Er startete seine BMW. Für ihn war das Rennen um die Trophäe vorbei. Er wollte herausfinden, warum ein Schiff des Franzosenkaisers in Zeiten des offiziellen Friedens solche Gefechtsschäden aufwies.

3

Das Verteidigungsministerium ihrer britannischen Majestät, Königin Victoria II., befand sich in Whitehall, einer Straße im Londoner Regierungsviertel Westminster, die ihrem Namen dem kastenförmigen Bau des Ministeriums verdankte. Ein plumper und weiß getünchter Bau, dessen Mauern und Fensteröffnungen eine Gitterartige Struktur zeigten und eher einem Gefängnis glichen. Hier wurde, im Namen ihrer Majestät, die Verteidigung Englands organisiert. Ein Teil dieser, durchaus offensiven, Verteidigung, war die Royal Navy, deren Oberkommando, die Lord-Admiralität, sich in Whitehall befand.

In der Nähe des Gebäudes erhob sich der Kenotaph, ein Denkmal, welches an die Opfer vergangener Kriege erinnerte. England verehrte seine Helden, auch wenn es sich ihnen gegenüber nicht immer dankbar zeigte, wie das Schicksal von Lord Nelson, einem Seehelden der ersten napoleonischen Kriege und der Seeschlacht von Trafalgar, wohl bewies.

Im Augenblick befasste man sich im Oberkommando jedoch nicht mit vergangenen Zeiten, sondern den Dingen, welche über die Zukunft Britanniens entscheiden mochten.

Sir John Prewitt hatte die Ehre, der Lord-Admiral der Flotte zu sein und seine vielfältigen Aufgaben hatten ihm schon zahlreiche schlaflose Nächte und ein Magengeschwür beschert. Die Ärzte rieten dringend zu mehr Ruhe, doch es sah nicht so aus, als würde Sir John diese so bald finden.

Der Lord-Admiral war kein politischer Beamter, oder doch wenigstens nicht ausschließlich, denn er hatte seine Laufbahn als Seekadett bei der Flotte begonnen und sich hochgedient. Es war zweifellos eine außergewöhnliche Karriere, die er hinter sich gebracht hatte, und immer, wenn er aus den Fenstern seines Büros hinaus blickte und der Nebel den Ausblick trübte, erschienen in den grauen Schwaden die sturmgepeitschten Wellen des Atlantiks vor seinen Augen. Er vermisste die See, vor allem, wenn sich Papiere und Probleme auf seinem Schreibtisch stapelten. Im Augenblick vermisste er sie ganz besonders.

Sir John Prewitt war hochgewachsen und trug die eng sitzende formelle Uniform. Zu seinem Leidwesen spannte sie ein wenig über seinem Bauch. Folge zu häufiger sitzender Tätigkeit und zu guten und reichlichen Essens, wie er sich eingestehen musste. Der Tradition verbunden, trug er einen

mächtigen Backenbart, der, natürlich nur hinter seinem Rücken, gelegentlich für gutmütigen Spott sorgte, denn allgemein war Sir John eine hoch geachtete Person.

Im Augenblick hatte er die Hände auf dem Rücken ineinander gelegt und marschierte unruhig in seinem Büro auf und ab. Er tat dies, weil es ihm half, seine Gedanken zu sortieren, und die Erbauer des Gebäudes hatten alles getan, um ihn dabei zu unterstützen. Sir John hasste sein Büro, welches eher einem Saal ähnelte, auch wenn es seine „Gedankengänge“ erleichterte. Er schätzte moderne Zweckmäßigkeit und die verschnörkelten und vergoldeten Möbel aus alten Tagen widerten ihn an. Hinzu kamen die Portraits berühmter Seehelden, von Drake bis Cummings, in massigen und ebenfalls vergoldeten Rahmen. Lediglich die hervorragend detaillierten Schiffmodelle gefielen ihm. Die *Golden Hind* von Drake, die *Victory* von Nelson und sein erstes Schiff, die *Serpent*.

Sir John unterbrach seine Schritte und starrte auf das Telefon, das an der Wand montiert war. Zögernd trat er an das Sprachrohr, das sich daneben befand, zog den Korken heraus und blies kurz hinein. „Sally? Verbinden Sie mich mit der Downingstreet Nummer Zehn. Ich muss den Premierminister sprechen.“

„Downingstreet? Sofort, Sir John.“

Zwei Stockwerke unter dem Büro des Lord-Admirals wandte sich die junge Telefonistin einem Steuerpult mit zahlreichen Hebeln und Reglern zu. Sie vergewisserte sich, dass genug Dampfdruck in der Hauptkammer der Telefonanlage vorhanden war, öffnete ein Ventil und beobachtete, wie die Anzeige für den Sitz des Premierministers nach oben glitt. Auch wenn es noch ein paar funktionierende elektrische Telefone gab, verließ man sich lieber auf die zuverlässigeren Dampftelefone, die von Elektrostürmen nicht beeinflussbar waren. Sallys Ventileinstellung leitete Dampf aus dem Hauptkessel in eine Nebenleitung. Im Keller der Admiralität beobachtete ein Mann den ansteigenden Druck in einer bestimmten Leitung und wusste somit, welche Verbindung gewünscht war. Ein Nebenkessel diente als Druckverstärker, weitere Ventile wurden geöffnet oder geschlossen und der Dampf strömte in die Leitung zur Downingstreet. Dort traf sie auf ein geschlossenes Ventil und als der Druck immer stärker anstieg, begann dieses zu schrillen. Ein Bediensteter legte einen Hebel um, der Druck stieg eine Leitung hinauf und erreichte den gewünschten Apparat. Auch hier piff ein Sicherheitsventil und wenig später hob Premierminister Gordon die Abdeckung des Sprechtrichters ab. Durch die Schutzmembrane drang seine Stimme ein wenig verzerrt, als er sich meldete.

Sir John sprach nur kurz mit seinem Freund und als er die Membrane seines eigenen Telefons schloss, begann er erneut seinen unruhigen Gang. Er war froh, dass er und Gordon ein so enges freundschaftliches Verhältnis hatten. So konnten sie manches Problem ohne Kompetenzstreitigkeiten und politischen Kleinkrieg lösen.

Nur kurze Zeit später klopfte es an der Doppeltür des Büros und ein Wachgardist meldete die Ankunft des Premiers. Die beiden Freunde begrüßten sich und kamen sofort zur Sache.

„Es gibt drei Dinge, die mich im Augenblick außerordentlich beschäftigen, Gordon“, gestand Sir John ein. „Die neue Spezialmunition, die leidige Sache mit der *Thunderer* und ein paar Franzosen,

die noch in dieser Stunde bei mir vorstellig werden.“

„Die Sache mit der *Thunderer*?“ Sir Gordon runzelte die Stirn. „Ja, das ist wirklich eine sehr üble Sache, alter Freund. Ich vermute, die Angelegenheit bezüglich der Spezialmunition ist das kleinere Problem. Das sollten wir zuerst lösen.“ Der Premier nahm ein Glas Sherry aus der Hand des Freundes entgegen und prostete ihm zu. „Also, worum geht es?“

„Wie du weißt, sind unsere mit Thermionit betriebenen englischen Dampfkanonen ausgezeichnet. Dennoch haben wir Probleme, die Seitenpanzerung gegnerischer Schiffe zu durchdringen. Es hängt mit der extremen Schräge der Panzer zusammen und ...“

„John, nimm es mir nicht übel, wenn ich dich unterbreche, aber auch wenn ich kein Militär bin, so bin ich darüber doch ausreichend informiert. Ich weiß auch, dass die Waffenversuchsanstalt in Portland nach einer Lösung sucht.“

„Entschuldige.“ Sir John nippte an seinem eigenen Glas. „Nun, man scheint dort eine Lösung für unser Problem gefunden zu haben.“

„Ah, und welche?“

„Eigentlich ist es ganz einfach, man muss nur darauf kommen.“ Der Lord-Admiral leerte sein Glas und nutzte es als Demonstrationsobjekt. Ein letzter Tropfen Sherry fiel auf edle Teppiche, während Sir John seine Finger am Glas entlang führte. „Man umgibt das Geschoss mit einer Lage Blei.“

„Blei?“

„Blei, alter Freund. Es ist ein sehr weiches Metall“, dozierte Sir John. Er trat an das Modell seiner alten *Serpent* und tat, als flöge das Glas auf den Rumpf zu. „Ein Geschoss trifft normalerweise auf die Schräge und wird von dieser abgelenkt. Bei dem mit Blei ummantelten Geschoss ist das anders. Das Blei trifft die Schrägpanzerung, verformt sich und passt sich an. Man könnte vereinfacht sagen, dass es wie ein Kaugummi daran klebt.“

„Nett von dir, dass du an schlichte Beschreibungen für Zivilisten denkst“, meinte der Premier und das Lächeln nahm seinen Worten die Schärfe. „Aber was soll dieser „Kaugummi“ nutzen?“

„Nun, natürlich haftet das Blei nicht wirklich und nur für Augenblicke, aber es führt sozusagen das darin befindliche Geschoss gegen die Panzerplatte. Das eigentliche Projektil schießt sozusagen aus dem Blei heraus und in den Panzer hinein.“

„Und das funktioniert wirklich?“

„Portland behauptet es und ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln. Man bezeichnet die neue Munition als Quetschbleigeschoss.“

Der Premierminister räusperte sich. „Nun, wenn es denn funktioniert, dann ist das doch eine sehr gute Nachricht.“

„Hm, ja, im Prinzip schon.“ Der Lord-Admiral zuckte die Schultern und füllte die Gläser nach. „Das Problem liegt darin, dass wir eine Menge dieser Munition herstellen müssen.“

„Verstehe. Das kostet eine Menge Blei und eine Menge Goldvictorias.“

„Du sagst es.“

Premierminister Gordon überlegte kurz. „Das dürfte kein Problem sein. Wenn die Häuser des

Parlaments von der Nützlichkeit dieser Quetschdingsgeschosse erfahren, werden sie den erforderlichen Ausgaben auch zustimmen.“

„Genau das möchte ich vermeiden.“

Gordon sah seinen Freund überrascht an. „Du willst keine Zustimmung des Parlaments?“

„Nein“, bestätigte Sir John Prewitt mit harter Stimme. „Denn ich möchte nicht, dass Napoleon von der neuen Munition erfährt.“

„Was du da andeutest, missfällt mir“, knurrte Gordon. „Im Parlament sitzen nur wahre Patrioten. Keiner von ihnen würde England verraten.“

„Wahre Patrioten, ja“, bestätigte Sir John und lächelte sanft. „Doch sind es englische Patrioten oder französische Patrioten?“

„Du glaubst doch nicht ...?“

Sir John machte eine heftige Bewegung und etwas Sherry schwappte aus dem Glas. „Seien wir doch keine Narren. Die Goldeuros des Kaisers sind auch für englische Parlamentarier eine Verlockung. Das Leben in London ist teuer und die Ansprüche unserer Volksvertreter sind hoch. Zudem hat Napoleon durchaus Sympathisanten im Königreich. Auch im Parlament, dessen bin ich mir sicher.“

Premierminister Gordon gab einen undefinierbaren Laut von sich. „Die Möglichkeit besteht“, gab er zu. „Andererseits könnte es von Vorteil sein, wenn der Franzose von der neuen Munition erfährt. Es könnte ihn von seinen Eroberungsgelüsten abhalten.“

„Wohl eher nicht“, widersprach Sir John. „Im Gegenteil, es gäbe ihm die Gelegenheit, Gegenmaßnahmen vorzunehmen. Wenn seine Schiffe stärker gepanzert würden, könnten die neuen Geschosse vielleicht nicht durchschlagen. Ich will wahrhaftig nicht hoffen, dass der Kerl kommt, doch wenn das der Fall ist, wäre es besser, ihn mit der neuen Munition zu überraschen.“

„Dem stimme ich zu.“ Gordon leckte sich über die Lippen. „Dennoch besteht natürlich das Risiko, dass es andere undichte Stellen geben könnte. Die Ohren des Franzosenkaisers sind verdammt lang und seine Augen verdammt scharf, wenn du verstehst.“

„Ich werde einen Plan entwickeln, die Herstellung der neuen Geschosse zu verschleiern“, versicherte der Lord-Admiral. „Lass das nur meine Sorge sein. Deine Sorge ist es, das erforderliche Geld zu beschaffen.“

„Dann bleibt nur die Privatschatulle Ihrer Majestät.“

„Nun, du hast einen guten Einfluss auf die Königin, alter Freund.“

„Niemand hat Einfluss auf Königin Victoria“, entgegnete Gordon. „Aber sie ist eine überaus fähige Monarchin und guten Argumenten zugänglich. Schön, ich werde mich der Sache annehmen. Über welche Summe reden wir hier eigentlich?“ Seine Augen weiteten sich ein wenig, als Sir John ihm die Zahlen nannte. „Nun, da werde ich verdammt gute Argumente benötigen.“

„Wenn der Franzosenkaiser über den Kanal kommt, dann wird er das mit sehr vielen Schiffen tun. Weit mehr, als wir ihm entgegenstellen können. Die neuen Quetschbleigeschosse könnten das Verhältnis ausgleichen und Englands Freiheit bewahren.“

„Nun, ich schätze, das ist ein verdammt gutes Argument“, räumte der Premier ein. „Gut, ich werde in diesem Sinne mit Ihrer Majestät sprechen.“ Gordon schenkte sich selber nach. „Damit hätten wir das wohl abgeklärt und können uns den anderen Problemen zuwenden. Du sagtest, es gehe um die *Thunderer*?“

„Und den verdamnten Schotten McDenglot“, knurrte Sir John Prewitt.

Bevor er fortfahren konnte, klopfte es erneut an der Tür.

„Der Comte de Genaud und General Strunk sind eingetroffen“, meldete der Gardist.

Sir John seufzte. „Welchen Eindruck machen sie?“

„Haben sich herausgeputzt und wirken ziemlich verärgert“, antwortete der Soldat.

„Führen Sie die Herrschaften in fünf Minuten herein“, entschied der Lord-Admiral.

Als der Mann gegangen war, winkte Sir John seinen Freund zu einem Gemälde, welches neben der Tür hing. Überrascht registrierte der Premier, wie der Lord-Admiral ein Stück Leinwand zur Seite schob. Dahinter wurde ein Türspion sichtbar.

„Das ist ziemlich hinterhältig“, meinte Gordon.

„Aber auch hilfreich.“ Sir John spähte hindurch. „Ja, ein Franzose in Ausgehuniform der kaiserlichen Marine und ein Bayer in der Uniform der „Krachledernen“. Der Gamsbart gefällt mir nicht.“

„Was hast du gegen den Gamsbart?“

„Er ist reichlich groß und auf besondere Weise geschnitten. Zeigt zwei kleine und eine tiefe Kerbe.“ Sir John seufzte. „Der Mann wurde zweimal auf dem Schlachtfeld verwundet und trägt den goldenen Löwen, die höchste bayerische Tapferkeitsauszeichnung. Das ist kein Politiker, sondern ein Veteran, ein echter Soldat.“

„Nun, dann wirst du ihn wohl mögen. Du bist ja ebenfalls ein echter Soldat.“

„In diesem Fall wären mir zwei politische Diplomaten lieber.“ Der Lord-Admiral verschloss die Abdeckung wieder und trat mit seinem Freund an seinen Schreibtisch. „Diplomaten neigen zu Kompromissen und sind nicht auf Konflikte aus. Die beiden Soldaten da draußen werden wohl eher das offene Wort schätzen und sich nicht mit Phrasen abspeisen lassen.“

„Dann überlass mir das Reden. Ich möchte nicht, dass ihr hier mit euren Paradedegen übereinander herfallt und Blut fließt.“

„Nett, dass du mir noch so viel Tatkraft zutraust.“ Sir John lächelte und legte dem Premier kurz die Hand auf die Schulter. „Aber ich weiß sehr wohl, dass es gilt, Zurückhaltung zu üben. Da du als Premier der Vertreter Ihrer Majestät bist, steht es dir ohnehin zu, die Herren zu empfangen. Ich werde mich, als Gastgeber, im Hintergrund halten.“

Erneut klopfte es und diesmal traten die beiden Gäste sofort ein, als der Gardist öffnete.

Der Mann in der blauweißen Galauniform der französischen Marine deutete eine Verbeugung an. „Comte Jean de Genaud, Kommandant Ihrer kaiserlichen Majestät, Napoleon III., Fregatte *Undine*. In meiner Begleitung befindet sich General Bruno Strunk, der die Ehre hat, die kaiserliche Garde der „Krachledernen“ zu befehligen.“

Auch der Bayer war formell gekleidet. Er trug die Paradeuniform seiner Eliteeinheit. Krachlederne kurze Hosen, weiße Stutzen an den Waden und den grauen Hut mit Gamsbart. An den Schuhen und den Hosenträgern waren Hirschhornschnitzereien befestigt. Die kurze graue Jacke war blau eingefasst, an den Schulterklappen waren das bayerische Rautenwappen und die drei goldenen Löwen eines Befehlshabenden Generals zu sehen. Der Mann schlug die Hacken zusammen und deutete ebenfalls eine Verbeugung an. Es war eine Geste der Höflichkeit, die von Sir John und Premier Gordon erwidert wurde.

Der Comte tauschte ein paar höfliche Floskeln aus, kam jedoch sehr schnell auf den Grund des Besuches zu sprechen. „Ihre Majestät, Kaiser Napoleon III., ist äußerst echauffiert über den unprovokierten Angriff eines englischen Kriegsschiffes auf Ihrer kaiserlichen Majestät Schiff *Undine*. Das Schiff wurde, wie allgemein bekannt ist, vor der schottischen Küste attackiert und dabei schwer beschädigt. Mehrere Besatzungsmitglieder fanden bei diesem barbarischen Akt den Tod oder erlitten entsetzliche Wunden. Ihre Majestät, Kaiser Napoleon III., erwartet eine offizielle Entschuldigung ihrer britannischen Majestät, Victoria II. von England, sowie die exemplarische Bestrafung der Verbrecher, ferner Wiedergutmachung des erlittenen Schadens. Fürderhin eine Leibrente für die Hinterbliebenen der geschädigten Seeleute.“

„Ich erfahre mit Bedauern, dass es sich offensichtlich um Ihr eigenes Schiff handelte, Comte“, stellte Premier Gordon fest und sah den Marineoffizier mitfühlend an. „Ich versichere Ihnen, auch im Namen Ihrer britannischen Majestät, Königin Victorias II., meiner aufrichtigen Anteilnahme.“

Der Comte deutete erneut eine leichte Verbeugung an, während das Gesicht des bayerischen Generals unbewegt blieb.

„Allerdings“, schränkte Gordon mit freundlicher Stimme ein, „allerdings erfüllen mich die Wünsche Ihres Kaiser mit einem gewissen Befremden.“

„Die *Undine* liegt noch immer im Hafen von Ramsey und bessert ihre Schäden aus, damit sie die Überfahrt nach Calais übersteht“, erwiderte der Comte ebenso freundlich. „Sie können sich jederzeit von ihrem beklagenswerten Zustand überzeugen. Die Forderungen des Kaisers sind durchaus angemessen. Ja, sie sind sogar, genauer betrachtet, sehr zurückhaltend formuliert. Ihrer Majestät, Kaiser Napoleon III., liegt nichts daran, hinter dieser ungeheuerlichen Provokation einen Akt der Marine ihrer britannischen Majestät, Königin Victorias II., zu sehen. Vielmehr sieht Ihre Majestät, Kaiser ...“

„Sparen wir uns diese Umständlichkeiten“, warf Sir John Prewitt ein. „Wir wissen, wer Frankreich beherrscht und auch, wer unsere Königin ist.“

Ein schmallippiges Lächeln erschien auf den Lippen des Bayern, der ansonsten keine Regung zeigte.

Premier Gordon machte eine entschuldigende Geste, doch der Comte nickte. „Gut, sprechen wir, wie es unter Männern üblich sein sollte. Frankreich erachtet dieses Verbrechen als Akt eines Einzelnen. Sagen wir, eines, äh, übermotivierten Kapitäns, der sich zu diesem barbarischen Verbrechen verstiegen hat.“

Der Lord-Admiral schüttelte den Kopf. „Mir liegen die Berichte der *Thunderer* vor, Comte de Genaud. Ihr Schiff lag ohne Beleuchtung und ohne Hoheitsfahne vor der Küste, und setzte ein Beiboot aus, um mehrere Personen heimlich an Land zu bringen. Man könnte dies durchaus als feindselige Handlung definieren.“

„Weil mein Erster Offizier falsch navigierte und sich an Land nach seiner Position erkundigen wollte?“ Der Comte lächelte spöttisch.

„Warum waren dann keine Lichter und Flaggen gesetzt?“

„Es gab ein paar Missverständnisse“, räumte der Offizier ein.

„Sie selbst waren nicht an Bord der *Undine*, obwohl es Ihr Schiff ist?“

Der französische Adlige errötete ein wenig. „Ich hatte Erlaubnis Ihrer Majestät, und die Ehre, in ihrem Namen am Rennen auf der Isle of Man teilzunehmen. Mein Schiff fuhr nach Norden, um sich in der, äh, Seemannschaft zu üben, wie es wohl bei Ihnen heißt.“ Er lächelte zuvorkommend. „Hätte es eine geheime Absicht gegeben, wäre das Schiff wohl kaum ohne seinen Kapitän gefahren, Monsieurs.“

„Mag sein. Aber Sie müssen einräumen, dass es sich verdächtig verhalten hat“, meinte Premier Gordon. „Oder doch zumindest sehr leichtfertig.“

„England und Frankreich sind seit Jahrhunderten durch viele Bande verbunden“, meinte der Comte. „Es gibt traditionelle und verwandtschaftliche Beziehungen und mein Erster Offizier hatte keinerlei Anlass, irgendeine Gefahr zu befürchten, zumal sich die *Undine* in internationalen Gewässern bewegte.“

„Ihr verdammtes Kriegsschiff hat die Fregatte aus dem Hinterhalt angegriffen“, meldete sich nun der Bayer mit grimmiger Stimme zu Wort. „Das können Sie nicht leugnen, meine Herren. Selbst Ihre eigenen Zeitungen schreiben darüber.“

„Zeitungen schreiben sehr viel“, seufzte der Premier, „und nicht alles davon muss zutreffen.“

„Der unwiderlegbare Beweis liegt im Hafen von Ramsey.“ Der Comte lächelte erneut.

Lord-Admiral Sir John Prewitt wippte leicht auf seinen Fersen und zeigte damit seinen Unmut. „Ich denke, man sollte diese leidige Angelegenheit nicht unnötig aufbauschen.“

„Leidige Angelegenheit?“ Das Lächeln des Franzosen gefror. „Sie bezeichnen den unprovokierten Angriff auf eine Fregatte Ihrer Majestät als leidige Angelegenheit?“

„Ihre Fregatte erwiderte das Feuer?“

„Selbstverständlich“, erwiderte de Genaud empört. „Aber erst, nachdem Ihre *Thunderer* unprovokiert das Feuer eröffnete. Aus dem Hinterhalt, Monsieurs, aus dem Hinterhalt.“

„Sie erwähnten dies schon, verehrter Comte“, bestätigte Sir John. „Also handelt es sich wohl um ein Seegefecht, welches von unserem Schiff eröffnet wurde.“

„Unprovokiert eröffnet wurde“, sagte der Franzose eisig. „Und aus dem Hinterhalt.“

„Und Ihre Fregatte erlitt schwerste Schäden, während unser Schiff unversehrt blieb?“

De Genauds Augen verengten sich ein wenig. „In der Tat.“

„Obwohl unser Schiff dicht an Ihrer *Undine* vorbei fuhr?“

„Worauf wollen Sie hinaus?“, knurrte der Bayer.

„Nun, ein kleines britisches Kanonenboot mit einer einzelnen Kanone bleibt unversehrt, während eine mächtige 6-Kanonen-Fregatte des Kaisers schwerste Schäden erleidet ...“ Sir John ließ die Worte einen Moment einsickern. „Das wirft ein etwas unglückliches Bild auf die Fähigkeiten von Napoleons Marine, nicht wahr?“

Dem Comte lag offensichtlich eine scharfe Erwiderung auf der Zunge, doch er beherrschte sich und atmete einige Male tief durch.

Premierminister Gordon nutzte die Sekunden des Schweigens. „Wir sollten sehen, ob wir diese Sache nicht zu beiderseitiger Zufriedenheit lösen können. Auf eine Weise, bei der alle ihr, äh, Gesicht wahren können.“

Sir John räusperte sich. „Zur Zeit dieses unglückseligen Vorfalls herrschte Nebel. Ein Schiff kann sich leicht im Nebel verirren. Vor allem in fremden Gewässern und vor einer fremden Küste. Könnte es nicht sein, dass Ihre Fregatte vorsichtshalber im Nebel Anker warf und ein paar Kanonenschüsse löste, um auf sich aufmerksam zu machen? Zum Beispiel, um eine Kollision mit einem anderen Schiff zu vermeiden? Und dass die Thunderer diese Schüsse hörte und als Angriff missverstand, woraufhin sie selber angriff?“

„Das ist eine Lüge“, stellte der Bayer fest.

Der Comte hob beschwichtigend die Hand. „Es ist Diplomatie, mon Generale, und es ist eine Lösung, die alle Seiten zufrieden stellt.“ Er leckte sich über die Lippen. „Eine Lösung, die auch den Kaiser zufrieden stellen könnte. Allerdings nur, wenn man den leichtfertigen englischen Kapitän zur Verantwortung ziehen würde.“ Er lächelte. „Immerhin hätte er mit der möglichen Notlage der *Undine* rechnen müssen. Zumal so dichter Nebel herrschte.“

Premier Gordon sah den Lord-Admiral eindringlich an. „Dem kann ich nur beipflichten, verehrter Comte. Selbstverständlich wird die Marine ihrer Majestät Konsequenzen ziehen und den verantwortlichen Kapitän seines Kommandos entheben. Sofern der Kaiser auf seine weiteren Wünsche verzichtet, wäre dies sicher eine angemessene Lösung, nicht wahr?“

„Ein unglückseliges Missverständnis“, räumte Jean de Genaud lächelnd ein. „Ihre Majestät, Napoleon III., wird es sicher wohlgefällig beachten, dass der englische Kapitän zur Verantwortung gezogen wird.“

„Darauf können Sie sich verlassen“, sagte Gordon und deutete eine Verbeugung an.

Lord-Admiral Sir John Prewitt verneigte sich steif und stieß einen erbitterten Fluch aus, als die beiden Gäste gegangen waren. „Es ist ein verdammtes Bauernopfer, Gordon. Captain McDenglot hat nichts unrechtes getan. Ich hoffe, ich hätte an seiner Stelle denselben Mut bewiesen.“

„Ich hoffe nicht.“ Gordon schenkte nach und nippte an seinem Glas. „Ich würde es sehr bedauern, dich des Amtes entheben zu müssen.“

„Es ist ungerecht“, empörte sich Sir John.

„Mag sein. Aber es ist eine diplomatische Lösung, John. Lieber einen Kapitän weniger, als einen Krieg mehr.“

„Captain McDenglot wird da wohl anderer Meinung sein.“

4

Das Loch Etive gehörte zu den zahlreichen Seen, die das Landschaftsbild Schottlands so entscheidend beeinflussten und lag im Westen des Landes. Eingebettet zwischen bewachsenen Hügeln, die allenfalls ein Optimist als Berg bezeichnen konnte, und weiten Wiesen mit kleinen Wäldern, war das Loch sicherlich ein malerischer und zudem abgelegener Ort. Es gab nicht einmal ein richtiges Dorf, nur eine Anzahl verstreut liegender Häuser und Cottages. Direkt am See lag ein Hotelgasthof, Anlaufstelle für durstige Bewohner der Gegend und jene Angler, die sich hierher verirrt. Die nächste Stadt war Taynult, wo sich die meisten Anwohner des Loch Etive mit jenen Dingen eindeckten, die man zum Überleben benötigte oder die das Leben angenehmer gestalteten.

Am östlichen Ende des Lochs erhob sich „McDenglot House“. Es war mehr als ein Haus oder Cottage, aber weniger als eine Burg oder sogar ein Schloss. Dennoch war es der Sitz des Clans der McDenglot und als solcher hatten seine Besitzer ihr Möglichstes getan, um der Anlage ein angemessenes Äußeres zu geben. Ein beeindruckender und mit Zinnen bewehrter Rundturm war errichtet worden, der an der Wetterseite inzwischen dicht mit Moos bewachsen war. Es gab auch eine bescheidene Wehrmauer, die allerdings dadurch entstanden war, dass man das Geviert aus Wohnbau und sonstigen Gebäuden durch zusätzliche Mauersegmente miteinander verbunden hatte. Außerhalb der Mauer graste die beeindruckende Schafherde, welche eine der wirtschaftlichen Grundlagen der Bewohner bildete, innerhalb der Mauern gingen die wenigen Männer und Frauen von McDenglot House ihrem Tagwerk nach. Zurzeit war Schur und im Innenhof herrschte reges Treiben. Immer wieder wurden Gruppen von Schafen in den Stall getrieben, dort geschoren und dann, von der wertvollen Wolle entblößt, wieder auf die Weide entlassen. Zwischen den Platten des Innenhofes wuchsen Gräser, die sich derzeit mit dem Dung der Tiere mischten.

Im Anbau neben dem Stall lief eine kleine Dampfmaschine, welche die Anlage mit dem erforderlichen Strom versorgte. Thermionit war zu teuer und so benutzte man Holz oder getrocknete Dungfladen, die ausgezeichnet heizten, wenn man sich erst an den typischen Geruch gewöhnt hatte.

Überall gab es elektrisches Licht, und eine kleine Kolbenpumpe förderte das kristallklare Wasser des Loch Etive in jedes der Gebäude. Das kastenförmige Wohnhaus war den Bediensteten vorbehalten, der Hausherr und Clanchief, Eugenius McDenglot, benutzte den ausgebauten Rundturm.

Ja, Eugenius McDenglot war Chef eines schottischen Clans, auch wenn es nur ein sehr kleiner Clan war, und die großen seine Existenz eher ignorierten. Alle Angehörigen der McDenglots waren stolz darauf, den schottischen Kilt zu tragen, und sie litten zugleich darunter, dass er noch immer kein eigenes und anerkanntes Muster aufwies. Das schlichte Dunkelgrün des Stoffes zeichnete die McDenglots aus und war zugleich ihr ewiger Makel. Der Skote Kenneth McAlpine hatte das Königreich Schottland mit seiner damaligen Hauptstadt Scone bereits im Jahr 844 gegründet. Der Clan der McDenglots bestand jedoch erst seit zwölf Generationen und wurde von den

alteingesessenen Clans noch immer mit Skepsis betrachtet.

Vielleicht war dies der Grund, warum Eugenius McDenglot so viel Wert auf schottische Traditionen legte. Er trug fast immer seinen Kilt, selbst zu seiner Marineuniform, aß, wenn auch mit geringer Begeisterung, gelegentlich das schottische Nationalgericht Haggis, nahm, wenn es der Dienst erlaubte, am Baumstammwerfen teil und übte sich sogar, mit viel Begeisterung doch wenig Talent, im Spielen des Dudelsacks. Obwohl man Captain Eugenius McDenglot menschlich überaus schätzte, waren die umliegenden Bewohner des Lochs doch durchaus dankbar, wenn sein Dienst ihn auf See hinausführte und er keine Gelegenheit fand, seine Fertigkeit mit dem Dudelsack zu vervollkommen.

In nächster Zeit würden diese Hoffnungen wohl enttäuscht werden, denn der Captain war mit der unerwarteten Neuigkeit konfrontiert worden, dass er bei Halbsold aus dem aktiven Dienst genommen worden sei. Auf höchsten Befehl des Lord-Admirals Sir John Prewitt persönlich.

Die Einschätzung der Anwohner von Loch Etive, bezüglich der Person und Fähigkeiten von Sir John, fiel nicht zu dessen Gunsten aus. Hierfür gab es gleich mehrere Gründe – Die Wertschätzung der Person von Eugenius McDenglot, die Tatsache, dass der Halbsold eine bedeutsame wirtschaftliche Einbuße für den Clan darstellte, und der Umstand, dass nun abends wieder die Klänge des Dudelsacks zu hören waren.

An diesem Abend würden die Ohren der Menschen wahrscheinlich geschont werden, denn Eugenius McDenglot, Captain außer Dienst, hatte unerwarteten Besuch erhalten.

Erster Offizier Lydia Smythe und „Chief“ Finnegan Walker hatten den weiten Weg, vom Liegeplatz der *H.M.S. Thunderer* bei Alloway, auf sich genommen, um jenen Mann zu besuchen, der für sie noch immer „der Captain“ war. Sie hatten den Zug benutzt und später den Dampfbus, dessen Endstation das Gasthotel am Loch war. Von dort waren sie geritten. Nur ein kurzes Stück, aber Lydia Smythe war dankbar für ein weiches Kissen und der Chief bevorzugte es im Augenblick, zu stehen.

McDenglot war über diesen Besuch erfreut und gerührt, obwohl er zugleich die schmerzliche Wunde aufriss, die der Verlust seines Kommandos für ihn bedeutete. Seine Gäste und er vermieden es, über seine Beurlaubung und die *Thunderer* zu sprechen. Man tauschte Klatsch und Neuigkeiten aus, die möglichst wenig mit der Navy zu tun hatten und doch war das Thema, wohl weil es bewusst von allen vermieden wurde, in höchstem Maße gegenwärtig. Zum Abend gab es Lammbraten, der von der rundlichen Köchin und ihrem Mann herauf gebracht wurde.

„Erlauben Sie mir die Frage, wie groß der Clan ist?“, erkundigte sich Lydia Smythe neugierig.

„Derzeit einhundertsevenundzwanzig Personen“, gestand McDenglot ein wenig verlegen ein. „Siebzehn leben in McDenglot House. Zugegeben, der Clan ist klein, aber er hat Bestand, ja, er hat Bestand.“

„Und Sie sind das Oberhaupt.“

„In der Tat, ja. Ich bin beileibe nicht das älteste Clanmitglied“, meinte der Schotte lächelnd, „doch ich bin der Chief.“

„Dann ruhen die Hoffnungen des Clans also auf Ihren Schultern, nicht wahr?“ Lydia Smythe

errötete ein wenig. „Ich meine, was den, äh, Stammbaum angeht.“

„In der Tat, so könnte man sagen“, murmelte McDenglot verlegen. „Aber ich habe ja noch ein wenig Zeit, mich darum zu kümmern.“

„In der Tat“, nutzte Lydia nun die Worte des Schotten und sie mussten alle lachen.

Die Stimmung war entspannt, das Essen ausgezeichnet, auch wenn der Lamnbraten nach Finnegan Walkers Meinung ein wenig zu fettig gewesen war, und der anschließende Alkohol sorgte dafür, dass der Chief zum Ausdruck brachte, was ihm die ganze Zeit schon auf der Seele gelegen hatte.

„Es ist eine verdammte Ungerechtigkeit, Sie des Kommandos zu entheben, Sir“, gab er seinem Unmut Ausdruck. „Und ich kann Ihnen versichern, Sir, dass die Männer und Frauen der *Thunderer* genau der gleichen Meinung sind. Sogar O’Ley, obwohl er nur ein verdammter Ire ist.“

„Das stimmt, Captain“, bekräftigte Lydia Smythe.

„Ich bin kein Captain“, knurrte Eugenius McDenglot verlegen. „Jedenfalls zur Zeit nicht mehr.“

„Man hat Sie einfach geopfert, obwohl Sie richtig gehandelt haben“, goss Finnegan ein wenig Öl ins Feuer. Er spielte mit dem Glas, in dem sich ein ausgezeichnete Malt befand, aber ihm wäre ein richtiges Ale weit lieber gewesen. „Wie ich von einem Freund in der Admiralität hörte, ist sogar Sir John persönlich dieser Meinung. Natürlich nur hinter vorgehaltener Hand, wenn Sie verstehen, Sir.“

„Ein politisches Opfer, um die verdammten Froschfresser zu besänftigen“, seufzte Lydia Smythe. Sie räkelte sich in dem bequemen Ohrsessel und betrachtete die knisternden Holzscheite im Kamin. Die Nacht hatte sich herabgesenkt und McDenglot und seine Gäste hatten dem Alkohol inzwischen gut zugesprochen. Die Augen der Offizierin schimmerten verdächtig und sie war weitaus entspannter, als dies sonst üblich war. Doch vielleicht hing dies auch mit der Tatsache zusammen, dass sie derzeit nicht im Dienst war.

„Damit haben wir gerechnet“, sagte McDenglot in versöhnlichem Ton. „Es freut mich sehr, dass Sie und die Crew meine Flagge hochhalten, doch ich denke, die Admiralität hatte keine andere Wahl.“ Das Thema machte ihn verlegen und er versuchte, es zu wechseln. „Wie geht es eigentlich unserer braven alten *Thunderer*? Ich hörte, man habe sie trockengelegt, um an ihrem Rumpf zu arbeiten.“

„Ja, hat man.“ Finnegan Walker leerte sein Glas und ging zu dem kleinen Tisch hinüber, auf dem die Getränke standen. Hervorragende Weine, Whiskeys und sogar ein guter Sherry, doch nichts, was das Herz des Chiefs wirklich erfreut hätte. Ein schönes Ale, ein guter Rum, notfalls tat es auch ein Gin ... Walker seufzte vernehmlich und entschied sich dann abermals für Whiskey. „Na ja, das gibt uns wenigstens die Gelegenheit, dass man Muscheln und Algen vom Kupferbeschlag kratzen kann. Ein verdammter Jammer, dass man die alten Schutzanstriche nicht mehr verwenden darf.“

Lydia Smythe trug Uniform und hatte bislang nur den Gurt mit dem Ehrendegen und die Mütze abgelegt. Jetzt, unter der Wirkung von Alkohol und Kaminfeuer, öffnete sie ihre weiße Ausgehjacke. Zumindest die oberen Knöpfe und gerade weit genug, dass Finnegan Walker die Gerüchte unter der Mannschaft bestätigt sah. Unter der formellen Schale der Offizierin verbarg sich eine sehr ansehnliche Frau.

„Der Offizier, der den Befehl von der Admiralität brachte, erklärte uns, man hielte es für besser, die *Thunderer* für einige Zeit aus dem Wasser zu nehmen“, erläuterte die hübsche Frau. „Wenigstens solange, bis sich die Franzosen weiter beruhigt haben.“

„Sie und das Schiff können nichts für meine damaligen Befehle.“ McDenglot kippte den Inhalt seines Glases hinunter und trat zu Walker, um sich nachzuschenken. „Aber es kann der *Thunderer* nicht schaden, wenn sie einmal ordentlich überholt wird.“ Er wandte sich Lydia Smythe zu. „Gibt es schon Hinweise, wie sich die Admiralität die Zukunft des Schiffes vorstellt?“

Sie wusste, worauf er hinauswollte. „Bislang nicht.“

„Vielleicht beruft man Sie wieder ins Kommando“, meinte Finnegan Walker hoffnungsvoll.

„Eher nicht“, erwiderte McDenglot grimmig. „Aber es könnte eine Chance für Lydia sein, ihr erstes Kommando zu erhalten. Die *Thunderer* wäre kein schlechter Anfang in einer Kommandokarriere.“

„Ich würde ungern in Ihre Schuhe treten, Captain“, murmelte sie. „Es wäre kein schönes Gefühl, an Ihrer Stelle auf der Brücke zu stehen.“

„Ich vermisse das alte Mädchen“, gab der Schotte bereitwillig zu. „Aber ich weiß es lieber in Ihren Händen, Lydia, als in denen eines fremden Offiziers.“

„Herzlichen Dank.“ Sie prostete ihm zu und lächelte.

Für einen Moment herrschte Schweigen, bei dem jeder seinen eigenen Gedanken nachhing.

Finnegan Walker bemerkte den versunkenen Blick, mit dem der Captain die Offizierin betrachtete und der Ausdruck der Augen machte ihn verlegen. Riss der Anblick der Marineuniform die Wunde des Schotten noch tiefer auf oder bemerkte er in diesem Augenblick, welche attraktive Frau da im Sessel saß? Es war jedenfalls ein seltsamer Blick, den Walker nicht zu deuten wusste, und er wandte sich ab, um zum wiederholten Mal das private Reich seines früheren Vorgesetzten zu betrachten.

Der Wohnraum von Eugenius McDenglot nahm eine komplette Etage des Rundturms ein. Die nackten Natursteine waren zu sehen und Walker schätzte, dass es im Winter verdammt ungemütlich werden konnte. Daran würde der Kamin nichts ändern, und auch nicht die Rohre der beiden Dampfleitungen, die an einer Wand aus dem Boden kamen und ins darüber liegende Stockwerk führten. Im nördlichen Teil des Raums waren die Durchbrüche des Aufgangs, mit den gemauerten Treppenstufen. Sie folgten dem runden Verlauf der Mauer. Es gab kein Geländer und die Stufen waren schmal. Man musste schon einen sicheren Schritt haben, um nicht daneben zu treten.

Der Turm hatte einen beachtlichen Durchmesser und so gab es erstaunlich viel Platz auf seinen Ebenen. Im Wohnraum des Captains reichte es für eine gemütliche Sitzgruppe, an der sie auch gegessen hatten, einen großen Schreibtisch mit Polsterstuhl sowie zwei Kommoden und einige schmale Bücherregale. Die Möbel waren alt und an einigen Stellen sehr geschickt ausgebessert, so dass man die Spuren kaum sah. Die Bücherregale faszinierten Finnegan Walker. Er war kein großer Freund davon, seine Zeit mit Lesen zu verschwenden, aber die Geschicklichkeit, mit der man die Regale an den Raum angepasst hatte, beeindruckte ihn. Es gab eine ganze Reihe alter ledergebundener Bücher und auch moderne Druckerzeugnisse. Eines der Regale wurde von Enzyklopädien eingenommen. Der Chief erkannte eine gebundene Ausgabe der „Encyclopedia

Britannica“ mit ihren zweiunddreißig Bänden, die sicher ein Vermögen an Goldvictorias Wert war. Daneben standen in chronologischer Folge die Werke von „Jane’s Fighting Ships“, einem Militärkatalog, der seit vielen Jahrzehnten die Kriegsschiffe der Welt auflistete. Die Reihe war wohl in jeder Admiralität der Welt vertreten und erwies sich als überraschend gut informiert. Erst in den letzten Jahren, seit Napoleon seine neuen Eroberungszüge angetreten hatte, wurden die Angaben deutlich spärlicher.

„Ich glaube, ich könnte ein wenig frische Luft gebrauchen“, gestand Lydia Smythe ein.

„Eine gute Idee.“ Eugenius McDenglot erhob sich und deutete eine Verbeugung an. „Wenn ich Ihnen meine Begleitung anbieten darf?“

Sie erhob sich und wankte einen Moment. McDenglot stützte sie rasch ab und erhielt dafür ein dankbares Lächeln.

Der Schotte sah den Chief an. „Von der Turmplattform aus hat man einen wundervollen Ausblick auf das Loch und wir haben Glück, dass kein Nebel über dem Land liegt.“

Walker verstand die Einladung, winkte aber ab. „Wenn Sie nichts dagegen haben, Captain, würde ich gerne einmal in Jane’s Katalog hineinsehen.“

„Tun Sie sich keinen Zwang an, Chief. Mein Heim ist Ihr Schloss, wie wir Schotten gewöhnlich sagen.“

„Nun, Sir, bei allem Respekt, aber ich denke, es ist ein englisches Sprichwort.“

„Nun, mag sein. Wie dem auch sei, Chief, fühlen Sie sich ganz wie zuhause.“

Eugenius McDenglot begleitete Lydia Smythe zur Treppe und achtete darauf, dass sie nicht fehltrat, während sie nach oben gingen.

In der nächsten Turmebene befand sich offensichtlich das Schlafgemach von Eugenius McDenglot.

„Oh, Mann“, entfuhr es Lydia Smythe unwillkürlich, als sie das riesige Bett mit dem gewaltigen Baldachin erblickte.

McDenglot räusperte sich. „Ist nicht unbedingt mein Geschmack, Lydia. Das Ding steht schon seit Generationen hier oben. Mir würde eine Koje reichen, aber dieses Monstrum wurde hier oben zusammengezimmert und lässt sich keinen Zentimeter bewegen. Andererseits bringe ich es einfach nicht übers Herz, es zu Brennholz zu verarbeiten.“

„Ach, irgendwie ist es ja ganz romantisch“, erwiderte sie. „Ein wenig ... altmodisch, aber durchaus romantisch.“

„Hm, äh, ja.“ Die Schlafebene war peinlich akkurat aufgeräumt. Nicht ein Stück Wäsche lag herum und das Bett war ordentlich gemacht. Die Art der Faltung der Decke deutete darauf hin, dass der Schotte hier selbst Hand angelegt hatte und dies nicht den Bediensteten überließ. Eine Folge des Lebens auf See, bei dem die räumliche Enge zu Rücksichtnahme und Ordnung zwang.

Die junge Offizierin bemerkte, dass Eugenius McDenglot bemüht war, einen bestimmten Abschnitt der Rundwand vor ihren Blicken zu verbergen und der Alkohol gab ihr den Mut, den Schotte zur Seite zu schieben.

„Oh, Mann“, seufzte sie zum zweiten Mal. „Ist das einer Ihrer, äh, Vorfahren?“

Es war ein großes Gemälde, dessen Farben im Lauf der Zeit gelitten hatten. An einigen Stellen war die Leinwand beschädigt, doch die Darstellung eines nackten und kopulierenden Paares war unverkennbar. Der Künstler hatte sich offensichtlich Mühe gegeben, jedes Detail herauszuarbeiten.

Erneut räusperte sich McDenglot und die Röte seines Gesichts vertiefte sich sichtlich. „Einer meiner Vorfahren hat es, äh, gemalt.“

„Selbstportrait?“

„Ich denke, ich brauche in der Tat selbst ein wenig frische Luft“, sagte der Schotte hastig.

Er schob die junge Frau auf den nächsten Treppenabschnitt und drängte sie hinauf. Sie verharrten kurz unterhalb einer schweren Holzluke, die mit Gegengewichten versehen war, und unter dem Druck von McDenglots Hand knarrend nach oben schwang. Augenblicke später standen sie auf der oberen Plattform und traten dann zwischen die Zinnen.

Die frische Luft war kühl und da ein leichter Wind aufkam, fröstelte Lydia in ihrer dünnen Uniform. Vielleicht unbewusst kuschelte sie sich an McDenglot, der sie verlegen mit einem Arm umfing, um sie zu wärmen. Es war das erste Mal, dass sie sich auf diese Weise nahe kamen und sie taten beide, als sei dies ganz selbstverständlich. Was es vielleicht auch war, denn immerhin standen hier nicht Kapitän und Erster Offizier zusammen.

In der Mitte der Plattform erhob sich der Fahnenmast, an dem die schottische Flagge wehte. Das leise flattern mischte sich mit dem Säuseln des Windes und den Geräuschen der Nacht. Von der Weide drang das Blöken einiger Schafe herüber. McDenglot House stand dicht am Ufer des Loch Etive und man konnte sogar das Klatschen hören, als einer der großen Fische aus dem Wasser sprang und wieder zurückfiel.

„Es ist schön hier“, murmelte Lydia Smythe.

„In der Tat, das ist es“, stimmte Eugenius McDenglot zu, der im Augenblick aber keinen Blick für das Umfeld hatte.

„Der Wetterbericht sagt, dass morgen Nebel aufzieht. Er soll wohl mehrere Tage über dem ganzen Königreich liegen.“

„Hm, ja, damit müssen wir leben“, murmelte er.

Es war eine wundervolle sternenklare Nacht, begleitet von der in Schottland üblichen Kühle. Der Wind trug den Geruch der Schafherde herüber, an den McDenglot gewöhnt war. Ein leichter Hauch von Vanille mischte sich darunter, als sich Lydia Smythe dem Schotten zuwandte.

„Darf ich etwas fragen?“ Sie lächelte sanft und McDenglot erschien es in diesem Augenblick, als könne man in ihren großen Augen versinken.

„Ähem, ja, sicher.“

„Ist das Bett wirklich so alt?“

„Sehr alt“, versicherte er.

„Und noch immer stabil?“

Er sog den Duft nach Vanille ein und bemerkte, dass er von ihren langen Locken ausging. „Sehr stabil.“

Lydia Smythe seufzte. „Meine Güte, Eugenius, an Land scheinst du weniger Entschlussfreudig, als auf See.“

Das konnte der Schotte natürlich nicht auf sich sitzen lassen.

5

Es gab Entdeckungen, die einfach zum falschen Zeitpunkt gemacht wurden. Der Hiromata-Antrieb gehörte sicherlich dazu. Er revolutionierte die bescheidene Raumfahrt und hätte wohl entscheidend zur Expansion der Menschheit beitragen können, wenn seine Erfindung nicht ausgerechnet zu jener Zeit erfolgt wäre, in der die Nationen von Klimakatastrophe, Ölkriegen und Aufständen erschüttert wurden. So gab es nur wenig Interesse und noch weit weniger Bedarf für einen Antrieb, der ein Raumschiff in wenigen Wochen quer durch das Sonnensystem tragen konnte. Man wusste, wie der Hiromata funktionierte, doch warum er dies tat, war in den Wirren der Unruhen verloren gegangen. Professor Hiromata war ebenso tot, wie sein Mitarbeiterstab, und die zahllosen Berechnungen und Formeln, welche die Wirkung des Antriebs erklärten, waren verschollen. Im Grunde hatte sich auch niemand sonderlich dafür interessiert, da es weit wichtigere Probleme zu bewältigen gab.

Erst nachdem sich die Unruhen gelegt hatten, war erneutes Interesse entstanden. Viele der einst reichlich vorhandenen Ressourcen waren knapp geworden und einige Wissenschaftler konnten ein paar Industrielle von der Möglichkeit überzeugen, dass es sich vielleicht lohnte, nach diesen knappen Rohstoffen im Weltraum zu suchen. So war es nicht nationaler Patriotismus, der zum Bau einer Handvoll Forschungsschiffe führte, sondern reines Gewinnstreben. Ein Streben, welches in der Entdeckung einiger Rohstoffquellen mündete, deren Ausbeute allerdings schwierig und kostspielig war.

Vielleicht hätte man die Raumfahrt erneut eingestellt, wenn es dem englischen Industriellen Sir Henlon nicht gelungen wäre, im Asteroidengürtel auf Thermionit zu stoßen.

Jenes Mineral, welches von da an die Effizienz von Englands Dampfmaschinen und Waffen auf so einzigartige Weise verstärkte. Es gelang Sir Henlon, auf welchen Wegen auch immer, den großen Asteroiden, auf dem Thermionit entdeckt worden war, als Eigentum eintragen zu lassen. Als Patriot war es für ihn selbstverständlich, die Ausbeute der Thermionit-Minen der englischen Krone zu überschreiben, wobei sich Sir Henlon, Geschäftsmann wie er ja schließlich war, einen satten Anteil an den Gewinnen sicherte. So hatten Henlon Industries und Königin Victoria II. gleichermaßen ihre Vorteile.

Die anderen Nationen, vor allem das neue französische Kaiserreich, blickten mit Neid auf den Vorteil, den Britannien durch Thermionit erlangte. Für Napoleon III. war es sicherlich eine reizvolle Vorstellung, den Asteroiden in sein Kaiserreich einzuverleiben, doch es gab Befindlichkeiten, auf die selbst ein so mächtiger Monarch Rücksicht nehmen musste.

Der Weltraum war entmilitarisierte Zone und der Schlichterrat der Nationen achtete akribisch über die Einhaltung der Statuten. Jene Nationen, die sich schon auf der Erde mit Argwohn begegneten,

ließen es nicht zu, dass eine von ihnen einen Vorteil durch militärische Okkupation im Weltraum erlangte. So blieb dem Kaiser keine Wahl, als seinerseits auf die Entdeckung von Thermionit zu hoffen, doch bislang waren diese Bestrebungen erfolglos geblieben.

Die Eigenheit des Hiromata-Antriebs verhinderte, dass man beliebig viele Raumschiffe bauen und entsenden konnte. Auch wenn die Funktion des Hiromata kein Geheimnis war, und jede noch so kleine Nation ihn ohne großen Aufwand nachbauen konnte, so war seine Konstruktion jedoch vom Hiromata-Kristall abhängig. Eine Forschungsexpedition war einst zufällig auf den Meteoriteneinschlag im Meer gestoßen und hatte den gewaltigen Brocken unter enormem Aufwand geborgen. Professor Hiromata entdeckte schließlich die Fähigkeiten des Kristalls. Man musste eine bestimmte Menge davon mit Diamantschliff versehen, diesen auf genau berechnete Weise in einem Generator anbringen und dann elektrischen Strom hindurchleiten. Wie schon erwähnt, wusste niemand, warum es funktionierte, aber die Berechnungen, wie viel Strom eingeleitet werden musste, um eine bestimmte Geschwindigkeit zu erreichen, waren allgemein bekannt.

Ein bedeutender Nebeneffekt des Kristalls war die Tatsache, dass er ein Schwerfeld erzeugte. Dessen Intensität hing von der Geschwindigkeit ab, mit der das Schiff flog und die Schwerkraft war in Richtung auf das Kristall ausgerichtet. Dies führte dazu, dass ein Hiromata-Antrieb immer im Heck installiert war und Raumschiffe innen völlig anders konstruiert waren als dies in der Science-Fiction immer suggeriert wurde. Die Ausrichtung der Decks folgte nicht der Längsachse eines Schiffes, sondern glich den Ebenen eines Turms, bei dem sich oben der Bug befand, und unten, am Boden, das Heck.

Schiffshüllen ließen sich bauen, und mit Dampfgeneratoren und Solarenergie konnte man Strom erzeugen, aber ohne Hiromata-Kristall gab es keine schnellen interplanetaren Reisen, und der begrenzte Vorrat an Kristall befand sich in der Obhut des Schlichterrates. Jede Nation hatte Anspruch auf eine gewisse Menge des Kristalls, je nach ihrer Größe und Bedeutung, doch die Verteilung wurde von den kleinen Nationen immer wieder durch Einspruch blockiert. Sie hofften darauf, eines Tages an Bedeutung zu gewinnen und somit Anspruch auf eine höhere Zuteilung zu erhalten. Hierdurch gab es weit weniger Raumschiffe, als man tatsächlich hätte bauen können.

So standen England und dem französischen Kaiser nur sehr begrenzte Kapazitäten zur Verfügung. Insgesamt gab es nur zwei Dutzend Raumschiffe, die im Weltraum unterwegs waren und vier von ihnen gehörten Henlon Industries und transportierten das Thermionit, welches für das englische Königreich so überlebenswichtige Bedeutung erlangt hatte.

Die internationale Orbitalplattform war die Anlaufstelle aller Raumschiffe, und Umschlagplatz für alle Menschen und Waren, die in den Weltraum hinaus transportiert wurden oder von dort zur Erde gelangten. Hier lag das einzige bewaffnete Schiff, der Polizei- und Rettungskreuzer des Schlichterrates, in seinem Dock, und hier arbeitete jene Institution, die als „Zollkommissikon des Schlichterrates“ darüber wachte, dass keine verbotenen Waren, vorzugsweise Waffen, in den Weltraum gelangten. Umgekehrt kam jede Entdeckung, die gemacht wurde, zur Kenntnis des Schlichterrates.

Sir Jonathan Henlons Ausnutzung von Gesetzeslücken hatte dazu geführt, dass der Thermionasteroid das Eigentum seiner Gesellschaft war. Inzwischen waren die Rechtsgrundlagen nachgebessert, um künftige Entdeckungen zum Vorteil aller nutzen zu können. Es würde sich noch erweisen müssen, wie gut oder schlecht die Umsetzung dieser Bestimmungen gelang. Wer sich der Mühe unterzog, ein Raumschiff zu entsenden und nach Mineralien, Erzen und anderen wertvollen Dingen zu suchen, tat dies nicht unbedingt unter dem Vorsatz, den Lohn seiner Arbeit mit anderen zu teilen.

Die internationale Orbitalplattform hatte die Form eines gewaltigen Rades, welches um seine Achse rotierte und somit im äußeren Ring ein gewisses Maß an Schwerkraft erzeugte. Dies ermöglichte ein halbwegs komfortables Leben und Arbeiten in der Station. Um die Achse herum, die Nabe, waren die Andockstationen und Lager verteilt. Während im Außenring fast die gewohnte Erdschwere herrschte, ließ diese zur Nabe hin immer stärker nach, bis man schließlich „schwerelos“ war.

Ein Teil der Nabe glich einem schlanken Turm, der in den Weltraum hinaus ragte. Dort war die Nachrichtenstation untergebracht. Hier waren die Geräte des Langstreckenfunks installiert, dessen Wellen zwar fast Lichtgeschwindigkeit erreichten, bei dem aber, je nach Entfernung zum Objekt, Stundenlange Abstände zwischen Frage und Antwort liegen konnten. Der Langstreckenfunk wurde deshalb nicht für Gespräche, sondern für Meldungen genutzt. Man befand sich in der irrwitzigen Situation, dass es zwar durchaus möglich war, mit Raumschiffen in großer Entfernung zu kommunizieren, dass es aber keine Möglichkeit gab, eine geregelte Funkverbindung zu einer Erdstation aufzunehmen. Zu häufig und störend waren die Auswirkungen der Elektrostürme. So benutzte man optische Signale, die auf dem Morsealphabet basierten und, falls wieder einmal der Nebel über den nördlichen Ländern lag, kleine Raketen, die eine Meldung zum Boden brachten.

Die Arbeit in der Nabe erfolgte in absoluter Schwerelosigkeit und war für Neulinge immer besonders unangenehm. Magen und Inhalt mussten sich erst mit den neuen Gegebenheiten abfinden und es gab entsprechend der „Seekrankheit“ auch das Phänomen der „Raumkrankheit“. Auf See hatte man jedoch den immensen Vorteil, dass der Mageninhalt den Gesetzen der Schwerkraft folgte, in der Nabe der Orbitalstation war dies nicht der Fall.

Juan Gemenez lernte es auf die harte Tour.

Er war neu auf der Station und hatte seine erste Nacht im Außenring verbracht. Trotz des riesigen Durchmessers des Außenrades war der Boden, die Außenseite des Rades, unter Juans Füßen leicht gerundet und trotz seiner Vorbereitung auf den neuen Arbeitsplatz befremdete es ihn, zu sehen, wie sich der Boden vor und hinter ihm zur Decke zu wölben schien. Der Blick aus den Panzerplastfenstern machte es auch nicht leichter, denn da die Station rotierte, zogen die Fixpunkte rasend schnell an seinen Augen vorbei und ließen ihn schwindelig werden. So konzentrierte er sich auf die festen Fugen des Bodens und folgte der Farbmarkierung zu einer der Kantinen.

Die Station war riesig und über fünfhundert Männer und Frauen arbeiteten hier. Viele waren mit Forschungsprojekten beschäftigt, andere arbeiteten in den Docks, wo die interplanetaren Schiffe und die Zubringer von der Erde be- und entladen wurden, doch die meisten hatten die Aufgabe, den

Betrieb der Station zu gewährleisten.

Energie, Atemluft und Nahrung waren die Voraussetzungen für das Überleben.

In Richtung auf die Nabe befanden sich die großen Kessel, in denen der Dampf erzeugt wurde, der die Stromgeneratoren betrieb. Der Brennstoff war kein Problem, denn große Solarsegel unterstützten die Stromversorgung und Spiegel reflektierten das Sonnenlicht auf die Kessel, die sie so erhitzen. Die Anlagen waren sehr effektiv, benötigten aber Wasser und so waren immer wieder Zubringer mit dem kostbaren Nass unterwegs, um den Durst der Besatzung und der Kessel zu stillen.

Große hydroponische Gärten sorgten für Atemluft und einen Teil der Nahrung und Dutzende von Männern und Frauen sorgten hier für das Wohl der kostbaren Pflanzen. Der größte Teil der Nahrungsmittel musste jedoch, wie das Wasser, mit den Zubringern zur Station transportiert werden.

Juan Gemenez war noch an Erdverhältnisse gewöhnt und hatte sich den Magen ordentlich vollgeschlagen, als er sich schließlich auf den Weg zu seinem Arbeitsplatz im Nachrichtenzentrum machte. Dazu nahm er eine der Verbindungsröhren, die zur Nabe führten und von denen zahlreiche Nebenräume und Kabinen abzweigten. Er musste etliche Sicherheitsschotte passieren und spürte dabei, wie die Schwere allmählich abnahm. Trotz der vielen Menschen auf der Station begegnete er nur wenigen. Er kam an einem der Docks vorbei, in dem ein Erztransporter aus dem Asteroidengürtel entladen wurde. An den zerkratzten Flanken des Riesen war noch die alte italienische Flagge zu erkennen, obwohl man sie, wenn auch nur grob, mit der Trikolore des Kaisers übermalt hatte. Die Schiffe waren eine Mischung aus Verhüttungsanlage und Transporter, denn sie flogen zu den Fundorten, schürften dort, verhütteten das wertvolle Erz und kippten den Abraum wieder über Bord. Man verschwendete den kostbaren Frachtraum nicht für wertlosen Schutt.

Meter um Meter schlurfte Juan dahin, und je mehr die Schwerkraft abnahm, desto sinnvoller erschienen ihm die Magnetsohlen unter seinen Schuhen. Schließlich erreichte er die Nabe, wechselte die Richtung und starrte zweifelnd in den hohen Turm hinauf. Ein knapp fünf Meter durchmessender Schacht, der sich fünfhundert Meter nach oben erstreckte. An den Seiten gab es zwei Sprossenleitern mit Sicherheitsbügeln und Juan schauderte es vor dem Gedanken, die unendlich erscheinende Zahl von Sprossen hinauf klettern zu müssen.

Er zuckte zusammen, als hinter ihm ein Schott geöffnet wurde. Ein Mann in der schlichten Kombination der Raumarbeiter wollte gerade von einem Gang in den nächsten wechseln und bemerkte das Zögern des Spaniers. Ein breites Grinsen erschien auf seinem Gesicht.

„In die Hocke gehen und springen“, meinte der Mann freundlich. „Geht ganz leicht, und man treibt schwerelos und ganz bequem nach oben.“ Er deutete die Bewegung an, ohne sich jedoch wirklich abzustößen. „Aber nicht zu stark und auf die Richtung achten, sonst knallt man gegen die Wand. Passiert schon Mal, deswegen ist sie an den meisten Stellen auch gepolstert.“

„Und warum soll ich mich nicht stark abstoßen?“, fragte Juan. „Desto schneller bin ich doch oben.“

„Das schon, aber die Schwerelosigkeit nimmt dir nur das Gewicht und nicht die Masse. Wenn du zu schnell bist, klatscht du wie ein Sandsack gegen das obere Schott.“ Der Dockarbeiter lachte. „Glaub mir, Mann, das kann ziemlich wehtun.“ Er wollte sich abwenden, hielt dann aber noch kurz inne.

„Ach ja, und komm nicht an die roten Dampfleitungen. Die sind nämlich nicht isoliert.“

Er verschwand und überließ es Juan, die gut gemeinten Ratschläge zu beherzigen.

Für das erste Mal stellte er sich gar nicht so ungeschickt an. Er musste zweimal korrigieren, bevor er neben dem oberen Sicherheitsschott ankam. Augenblicke später schob er sich in die Nachrichtenzentrale und sah sich fasziniert um.

Sie durchmaß wohl zwanzig Meter und war mit Geräten und Pulten vollgestopft. Drei der vier Arbeitsstationen waren besetzt und die Männer und Frauen waren im Licht der Instrumentenbeleuchtungen und dem Licht der Sterne gut zu sehen. Juan war fasziniert von der Halbkugel aus Panzerplast, die sich über dem Raum wölbte und freien Ausblick in den Weltraum gewährte. Ein schöner und zugleich irritierender Anblick, der einen unwillkürlich nach einem Halt greifen ließ.

„Sie sind spät dran“, stellte eine ältere Frau fest. „Ich bin Miriam und leite diese Schicht.“

„Juan Gemenez“, stellte er sich vor.

„Ich weiß, Sie sind der Neue. Na schön, das dort ist ihre Arbeitsstation. Langstreckenkommunikation. Ist nicht viel los und ich hoffe, Sie kennen sich mit den Geräten aus.“

„Ich war der Beste meines Jahrgang“, versicherte Juan mit ein wenig Stolz in seiner Stimme.

„Nun, wir werden sehen. Die Geräte sind dieselben wie auf der Akademie. Nur dass unsere auch tatsächlich richtig funktionieren“, erwiderte Miriam.

Juan schlurfte vorsichtig zu seinem Arbeitsplatz, nahm in dem gepolsterten Schwenksessel Platz, und sah sich die zahlreichen Instrumente und Anzeigen vor sich an. Alles war genau so, wie er es gelernt hatte, und er traute sich zu, seine Aufgabe zu bewältigen.

Die Frau folgte ihm und beugte sich über das Pult. „Wir erwarten einen Thermionitfrachter von Henlon Industries. Eigentlich ist das Schiff sogar schon überfällig, aber so genau lässt sich eine Andockzeit, trotz des Hiromata, nicht bestimmen. Danach wird wieder eine Weile Ruhe sein. Nächste Woche kommen ein Erzfrachter und ein Wassertransporter, ansonsten wird nichts los sein.“ Sie deutete auf eine Membrane. „Ein eingehender Langstreckenspruch wird akustisch angezeigt. Sie müssen also nicht die ganze Zeit wie hypnotisiert auf das Pult starren. Da wir hier oben keine Behinderungen durch Elektorstürme haben, verfügt die Station über funktionierendes Langstreckenradar. Sie werden es vielleicht nicht glauben, doch wir können damit bis hunderttausend Kilometer in den Raum hinaus tasten. Ich wette, so etwas gab es früher auf der Erde nicht. Aber das Ding zeigt im Augenblick auch nichts an. Ang gespanntes Nichtstun, wie wir dazu sagen. Wir überbrücken unsere Schichten mit einem Schwätzchen, einem Kartenspiel oder einem guten Buch. Natürlich nicht offiziell, aber man kann ja nicht die ganze Zeit nur Däumchen drehen. Wird von der Stationsleitung geduldet, aber stecken Sie sich das Buch in den Overall, wenn Sie es zur Arbeit mitbringen. Muss ja nicht jeder sehen.“

„Hm, danke, ich habe ein paar Mikrobücher dabei“, erwiderte Juan. „Also, nicht jetzt, aber in meiner Kabine.“

„Na, in dieser Schicht werden wir uns sicher unterhalten, um uns etwas besser kennen zu lernen“,

versicherte einer der Männer. „Haben Sie sich auch für ein Jahr verpflichtet oder sogar für länger?“

Sie kamen ins Gespräch, bis unvermittelt das Warnsignal an Juans Pult summte.

Der Ton war so intensiv und kam derart unerwartet, dass der junge Spanier erschrocken herumfuhr. Genau dies war sein Fehler, denn er hatte die Schwerelosigkeit nicht bedacht und war nicht angeschnallt. Seine Füße hatten zudem keinen Bodenkontakt. Als er nun mit seinem Schwenksessel herumwirbelte, reichte der Schwung aus, ihn vom Sitz zu lösen und über sein Pult hinweg gegen die durchsichtige Kuppel zu tragen.

Es war der Moment, indem Juan erfuhr, warum sich ein Neuling in der Schwerelosigkeit nicht den Magen füllen sollte.

„Verfluchte Sauerei“, knurrte einer der Männer. „Jetzt können wir sehen, wie wir den ganzen Mist mit den Staubsaugern wieder einfangen.“

Miriam ignorierte das hilflose Gezappel von Juan und die Flüche der anderen. Sie stand über dessen Pult gebeugt. „Hört auf zu jammern und holt den Burschen aus der Kuppel, Leute. Wir haben hier ein ganz anderes Problem.“ Sie richtete sich auf und sah die anderen ernst an. „Das ist ein Notruf von dem Thermionitfrachter und er reißt mittendrin ab. Sieht ganz so aus, als würde das Schiff nie hier ankommen.“

„Verdammt.“ Einer der Männer langte nach einem der Saugrohre und begann Juans Mageninhalt einzusammeln. Juans Situation schien ihn nicht zu berühren, der Schutz der Geräte ging vor, denn man musste verhindern, dass Tröpfchen in die empfindlichen Instrumente eindringen.

„Ein Langstreckenspruch braucht mehr Zeit, als ein unter Hiromata fliegendes Schiff“, stellte der andere Funker fest. „Wird also schwierig festzustellen, wo es das Schiff erwischt hat. Besagt das Notsignal wenigstens, was passiert ist?“

„Es kam nur die Kennung des Schiffes und Mayday, aber keine Positionsangabe.“

„Das ist übel.“

Miriam nickte. „Vor allem für England. Vor ein paar Monaten ging schon die *Queen of Lancaster* aus ungeklärter Ursache verloren. Das ist nun der zweite Frachter, den Henlon Industries verliert. Es könnte gut sein, dass in England das Thermionit allmählich knapp wird, und dann müssen die den Gürtel ein gutes Stück enger schnallen.“

6

Lord-Admiral Sir John Prewitt saß hinter seinem Schreibtisch und betrachtete missmutig die Tastatur auf der Schreibfläche. Er konnte sich noch an seine Jugend erinnern, in der es sogar tragbare Computer gegeben hatte, und in denen er durch das weltweite Internet gesurft war. Doch diese Zeit schien unwiederbringlich vorbei. Kriminelle oder politische Hacker hatten das Internet zunehmend zu ihren Zwecken missbraucht, hatten Wirtschaftssysteme an den Rand des Zusammenbruchs gebracht und sogar Regierungen erpresst. Vielleicht war es ganz gut, dass die elektromagnetischen Schockbomben bei Ausbruch der Ölkriege die meisten elektronischen Systeme zerstörten, und

Computerchips inzwischen zu den absoluten Kostbarkeiten gehörten. Die modernen Geräte nutzten Kristallspeicher, und arbeiteten mechanisch und ohne den Fluss von Elektronen. Mikroskopische Zähne regulierten die Stellung von „0“ oder „1“ und machten so die alte Programmiersprache nutzbar. Doch bei allem feinmechanischen Wunderwerk waren die Computer nun zu klobigen Geräten mutiert, und selbst die optimistischsten Forscher träumten schon lange nicht mehr von tragbaren Versionen. Eine Vernetzung gab es allenfalls, indem man Speicherwerke untereinander austauschte und dies war ein sehr umständliches Verfahren.

Sir John hatte seinen Computer inzwischen vorgeheizt und auf die richtige Betriebstemperatur gebracht. Das kleine Dampfwerk zischte und aus dem Hauptrechner war das hektische Summen und Klappern von Kolben und Zahnrädern zu hören, die auf die Tastaturbefehle reagierten. Inzwischen hatte Sir John den Speicher herangerollt und eigenhändig angeschlossen. Er enthielt die Kristalle, auf denen die aktuellen Zahlen der Royal Navy gesichert wurde. Ein winziger Schreiber ritzte die Informationen in die Kristallstäbe, die mithilfe einer Lampe und einem Mikroskop ausgelesen werden konnten. Zugegeben, die Speicher mochten ein wenig klobig sein, doch dafür waren sie nicht zu manipulieren. Was einmal in ihnen notiert war, ließ sich nicht mehr löschen, es sei denn, man zerschlug das Kristall.

Der Lord-Admiral hatte die lange Liste der im Dienst befindlichen Schiffe der Royal Navy aufgerufen. Sie war nach Typen geordnet und wurde von seinem Adjutanten auf dem neuesten Stand gehalten. Ja, die Liste war lang und genau deshalb verdeutlichte sie dem hohen Offizier die Zwickmühle, in der sich seine geliebte Navy befand. Schiffe kosteten Goldvictorias und benötigten Mannschaften, die man ebenfalls mit Goldvictorias entlohnte. Englands Flotte war stark und schien Unsummen zu verschlingen, denn mit Schiffen und Besatzungen war es ja nicht getan. Die Schiffe mussten gewartet und repariert werden, wurden zudem modernisiert, damit sie länger im Dienst bleiben konnten. Dafür benötigte man Logistik. Anlagen und Männer und Frauen, dazu die Marineakademie, die Admiralität ... Die Liste dessen, was man zum Unterhalt der Royal Navy benötigte, schien kein Ende zu nehmen und doch fragte sich Sir John besorgt, ob die Marine stark genug sein würde Napoleon aufzuhalten, wenn dieser über den Kanal setzen wollte.

Er stieß ein unwilliges Knurren aus, als es an der Tür klopfte, diese sich öffnete und sein Adjutant herein kam.

„Sie sehen ausgesprochen unerfreut aus, Frobisher“, stellte Sir John fest. „Falls Sie mir schlechte Nachrichten überbringen wollen, drehen Sie sich am besten gleich wieder um. Ich kann keine schlechten Nachrichten gebrauchen.“

„Nun, ich fürchte, Mylord, diese Nachricht ist wirklich schlecht.“

Der Lord-Admiral seufzte abgrundtief. „Na, geben Sie schon her.“

Der Adjutant hielt überreichte ihm ein gerolltes Schriftstück. Gerollt und nicht gefaltet, wie es üblich war. Sir John seufzte erneut. „Mit einer Nachrichtenrakete gekommen?“

„Aye, Mylord, von der Orbitalstation. Kam bei Dublin aus dem Nebel und wir hatten Glück, dass man den kleinen Zylinder so schnell entdeckte. Die Dampfanlage des Signalpfeifers war fast am Ende

und ohne das nervtötende Schrillen ist es schwer, die Dinger zu entdecken. Es sei denn, natürlich, man kann ihren Sinkflug am Fallschirm beobachten“, schränkte der Adjutant ein. „Aber bei unserem Nebel ...“

„So hinderlich der Nebel für uns gelegentlich auch sein mag, so ist er für den Franzosenkaiser noch weit unangenehmer“, meinte Sir John nachdenklich und öffnete das Schriftstück. „Der Nebel ist mehr auf unserer Seite, als auf der Napoleons. Immerhin ein Freund, den wir haben. Wenn auch nicht immer zuverlässig.“

Eine Botschaft, die mit einer der kleinen Nachrichtenraketen von der Orbitalstation kam ... Das konnte nur eine böse Überraschung bedeuten. Sir John begann zu lesen. „Wissen Sie, Frobisher, was man im Nachrichtenwesen sagt?“, murmelte er, ohne das Studium des Inhalts zu unterbrechen. „Gute Nachrichten haben Zeit, schlechte Nachrichten haben Eile.“ Er ließ die Schriftrolle sinken und stieß einen leisen Fluch aus. „Und das hier, Frobisher, ist wahrhaftig eine schlechte Nachricht.“

„Ich weiß“, erwiderte der Adjutant. Natürlich kannte er den Inhalt, denn es war seine Aufgabe alle Nachrichten zu lesen, die nicht ausdrücklich an den Lord-Admiral persönlich gerichtet wurden.

„Das ist der zweite verlorene Raumdampfer innerhalb nur eines Jahres, verdammt“, stieß Sir John grimmig hervor.

„Innerhalb eines halben Jahres, Mylord“, korrigierte Frobisher.

„Doppelt verdammt.“ Sir John warf die Botschaft auf den Schreibtisch, erhob sich und begann in seinem Amtraum auf und ab zu schreiten. „Der zweite Frachter, Frobisher. Der Zweite.“

„Ja, Mylord.“

„Henlon Industries verfügt nur über vier Raumdampfer.“

„So ist es, Mylord.“

„Verflucht, Frobisher, Sie sind wirklich verdammt hilfreich.“

„Ich bin stets bemüht, Mylord“, versicherte der Adjutant, der die Marotten des Lord-Admirals kannte und seine Erregung nur zu gut verstand.

„Zwei Frachter. Das sind fünfzig Prozent weniger Thermionit. Und das auch nur, wenn den anderen Dampfern nichts zustößt.“

„Zustößt?“

„Verdammt, Frobisher, ein Hiromata-Antrieb versagt nicht. Die Dinger sind so kompliziert und empfindlich wie ein Stahlbarren. Da kann höchstens der Strom ausfallen und dann könnte ein Frachter immer noch mit Dampftrieb fliegen. Schön, er wäre lange unterwegs, aber er käme an.“

„Vielleicht ist der Kessel explodiert und hat den Raumfrachter zerrissen?“

Der Lord-Admiral stockte kurz im Schritt, überlegte und nahm dann seine Wanderung wieder auf. „Immerhin, bei einem Schiff wäre eine Kesselexplosion vielleicht möglich ... Aber es sind zwei Schiffe verschwunden. Nein, Frobisher, da hat weder der Hiromata versagt, noch ist ein Kessel explodiert. Da hat jemand dran gedreht, darauf möchte ich wetten.“

„Ein feindlicher Akt, Mylord?“

„Das erscheint mir die einzige Erklärung“, gestand Sir John. Erneut blieb er stehen und sah den

Adjutanten scharf an. „Ich brauche eine Audienz bei Ihrer Majestät. Schnellstmöglich, Frobisher. Und ich brauche eine Verbindung zu Premierminister Gordon.“

„Natürlich schnellstmöglich, Mylord.“ Frobisher wartete keine Entgegnung ab, salutierte flüchtig, aber durchaus Respektvoll, und zog sich zurück.

Sir John Prewitt trat an seinen Schreibtisch und starrte versonnen auf die Weltkarte, die an einer der Wände hing. „Zwei Frachter in einem halben Jahr“, sagte er leise zu sich selbst und nickte bedächtig. „Es kann nur ein feindlicher Akt sein.“

Das Empire hatte sicher ein paar Neider, aber nur einer hatte einen direkten Vorteil wenn das Thermionit knapp wurde – Der Kaiser der Franzosen.

Sir John hatte den Verdacht, dass Napoleon irgendwie dahinter steckte. Aber ein Gefühl reichte nicht aus. Er benötigte Beweise, und England brauchte Thermionit.

7

Allein die behutsame Andeutung, die Angelegenheit könne Thermionit betreffen, reichte aus, Sir John Prewitt eine zeitnahe Audienz zu ermöglichen. Der Weg zum Buckingham Palace war nicht weit und der Lord-Admiral überlegte, ob er ihn zu Fuß zurücklegen sollte. Ein Spaziergang verschaffte ihm Zeit, seine Gedanken zu ordnen und ein paar Vorschläge vorzubereiten. Doch als er aus dem Fenster sah, erinnerte er sich wieder an Frobishers Worte. London und ganz England versanken wieder einmal im Nebel. Fluch und Segen für das bedrängte Königreich. So dicht, wie die „Suppe“ vor dem Fenster hing, reichte die Nebelbank wohl bis zu den skandinavischen Ländern und sogar auf das europäische Festland hinaus. Es war nicht selten, dass dieser Zustand über Tage hinweg anhielt.

Sir John entschloss sich, lieber einen Dampfwagen aus dem Fuhrpark der Admiralität zu nehmen. So sehr man in England auch an den Nebel gewöhnt war, so ließen sich unangenehme Zwischenfälle doch nie ausschließen. In einem Wagen war man doch etwas geschützter, denn als Passant, und er hatte kein Verlangen danach, ständig die Warnpfeife im Mund zu tragen und bei jedem Ausatmen einen leisen Warnton damit auszustoßen.

Der Wagen war ein schwerer Bentley, mit vorne liegendem Motor und hinten liegendem Kessel. Der Wagen war vorgeheizt, da er zur Fahrbereitschaft gehörte. Somit besaß der Kessel genug Druck, damit man sofort losfahren konnte, und die Dampfzuleitungen am Wagenboden heizten das Innere des Fahrgastraums auf angenehme Temperaturen. Sir John war früher zur See gefahren und kannte die unwirtliche Kälte des Atlantiks oder der Nordsee. Doch das bewahrte ihn nicht davor, unter den Auswirkungen des Nebels zu frösteln, und er schlug den Kragen seines Mantels hoch, bis er im Fahrzeug saß. Der feuchte Dunst schien alles zu erfüllen.

Der Fahrer hatte die tief liegenden Scheinwerfer eingeschaltet und von der Motorhaube war das leise Klingeln des Warnsignals zu hören, dass andere Verkehrsteilnehmer auf den Bentley aufmerksam machen sollte. Gerade laut genug, den Lärm eines Motors zu übertönen, wenn man auf dieses spezielle Geräusch achtete. Während des Nebels achtete man sehr genau auf Geräusche und

niemand sprach, wenn er unterwegs war.

Sir John lehnte sich in die Lederpolster zurück und sah aus dem Seitenfenster. Viel gab es nicht zu sehen, denn der Dunst hüllte nahezu alles ein und er war wirklich ungewöhnlich dicht. Der Lord-Admiral schätzte die Sichtweite auf sechs bis acht Meter. Die Hauswände an der Straßenseite waren kaum zu erkennen. Es war eine gute Idee der Stadtverwaltung gewesen, die Bürgersteige so zu verbreitern, dass man auf ihnen parken konnte. Dadurch blieben die Bordsteinkanten sichtbar und in diese hatte man Lampen und beleuchtete Schilder eingefügt. Sie wiesen den Weg und zeigten an, wo man sich gerade befand, denn die normalen Straßenschilder waren kaum zu sehen. Die dreieckigen Lampen der linken Bordsteinkanten deuteten in Fahrtrichtung, und waren in verschiedenen Farben gehalten, die der rechten Seite waren neutral Weiß.

Sir John war froh, nicht selbst fahren zu müssen. Es war schon für die Fußgänger nicht leicht, die Orientierung zu behalten, und er bewunderte die Autofahrer, die ihren Weg auch in der „Suppe“ fanden und dabei auch noch eine annehmbare Geschwindigkeit fuhren. Sein Fahrer wusste, dass Sir John in Eile war und hatte das Seitenfenster gesenkt. Es war unangenehm, dass der Nebel nun ins Fahrzeug drang, aber der Fahrer konnte besser hören und somit ein wenig schneller fahren.

Gelegentlich war das leise Trällern der Atempfeifen zu hören, wenn Passanten in der Nähe waren und die Laute waren nicht einmal unangenehm. Es gab verschiedene Modelle und einige waren so konstruiert, dass sie eine kurze Tonfolge ausstießen. Es klang ein wenig, als würden ihre Träger eine fröhliche Melodie pfeifen, dann aber vergessen wie sie weiterging, und wieder von vorne beginnen. Zwei oder dreimal war das warnende Trillern der Pfeife eines Bobby zu hören.

„Wir sind gleich da, Mylord“, sagte der Fahrer unvermittelt.

Sir John blickte kurz zur Bordsteinkante. Rot-Weiß-Rot. Sie mussten sich tatsächlich in der unmittelbaren Nähe des königlichen Palastes befinden. Dann bog der Wagen auch schon ein. Kies knirschte unter den Reifen, Sir John sah flüchtig zwei Gardisten der Horseguards in ihren traditionellen roten Uniformröcken, dann hielt der Bentley zu seiner Erleichterung auch schon unter dem Vorbau des inneren Eingangs.

Der Lord-Admiral stieg aus und tauchte in die Pracht des Buckingham Palace ein. Er war den Anblick der scharfäugigen Gardisten und der livrierten Bediensteten ebenso gewöhnt, wie die üppige Ausstattung mit Gold und dicken Teppichen.

Der Kammerdiener der Königin fing ihn im Flur ab und verbeugte sich respektvoll. „Ihre Majestät und Premier Gordon erwarten Sie im kleinen Arbeitszimmer, Mylord. Wenn Sie gestatten?“

Der Mann wartete nicht auf eine Erwiderung, sondern wandte sich um und ging voraus. Obwohl Sir John diesen Weg schon oft gegangen war, galt es die höfischen Regeln einzuhalten, und kein Gast, auch keiner vom Rang des Lord-Admirals, bewegte sich ohne Begleitung durch den Palast. Es war eine allgemeine Vorsichtsmaßnahme, für die Sir John absolutes Verständnis hatte. Kein Besucher sollte so dumm sein, die Männer und Frauen in ihren Goldstrotzenden Dienerschaftsuniformen für schlichtes Personal zu halten. Jeder von ihnen erfüllte wenigstens zwei Aufgaben, und eine davon war es, über die Sicherheit der Königin zu wachen. Selbst Sir John wusste nicht, welche Waffen unter

den altmodisch wirkenden Jacken verborgen waren, aber ihm war bekannt, dass jeder der Dienerschaft ein ausgezeichneter Nahkämpfer war. Bedauerlicherweise hatte sich dies während der Jahre der kontinentalen Unruhen schon bewährt. Nicht jeder Untertan ihrer Majestät war ihr auch von Herzen zugeneigt. Es gab immer Fanatiker, die bereit waren, sich unter den seltsamsten Motiven zu opfern, und die meisten hingen sich kein Schild um den Hals, an dem man sie erkennen konnte.

Sie hielten vor einer unbedeutend wirkenden Tür an, der Livrierte klopfte kurz und öffnete dann die Tür. „Sir John Prewitt“, meldete er, wie es der Etikette entsprach. „Lord-Admiral der Flotte Ihrer Majestät.“

„Danke, Jürgen, Sie können gehen.“ Die Stimme der Königin klang sanft und melodisch.

Sir John machte die vorgeschriebene Verbeugung. Nicht allein, weil dies der Sitte entsprach, sondern weil er die Königin in höchstem Maße respektierte. Vielleicht schwärmte er sogar ein wenig für sie, denn obwohl sie die Fünfzig schon überschritten hatte, war sie noch immer eine strahlend schöne Frau, die sich etwas Mädchenhaftes bewahrt hatte und doch zugleich majestätisch wirkte.

Victoria II., Regentin des britischen Empire, Königin Englands und seiner Gebiete, war in ein schlichtes Kostüm gekleidet und verzichtete auf jeglichen Schmuck. Sie trug lediglich den Ehering ihres Gemahls, des Prinzregenten, und eine zierliche Brosche, die auf ihren Rang hinwies.

Ein Stück hinter ihr hatte sich Sir Gordon von einem Sessel erhoben. Er stellte seine Tasse Tee ab und die Ungeduld stand in sein Gesicht geschrieben, während er seinen Freund erwartungsvoll anblickte. Dennoch musste er sich gedulden, denn es lag an der Königin, das Gespräch zu eröffnen.

„Ich würde gerne ein wenig Konversation machen, Sir John“, sagte sie auch schon, „aber in einer halben Stunde beginnt ein Treffen mit den Vertretern unserer australischen und nordamerikanischen Kronkolonien.“

„Ich bin Eurer Majestät zutiefst zu Dank verpflichtet, dass Ihr mir eine so schnelle Audienz gewährt“, sagte Sir John artig und Victoria lachte freundlich, als sie ihn unterbrach.

„Lassen wir die höfischen Schnörkel, Sir John. Ich weiß, dass Sie ebenso beschäftigt sind, wie ich selbst dies bin. Also muss es dringend sein, und Ihr Adjutant, Commodore Frobisher, deutete an, es handele sich um Thermionit. Somit ist es in der Tat von Bedeutung, denn wir alle wissen, wie viel für Britannien von diesem Mineral abhängt. Also?“

Sir John zog das zusammengerollte Schriftstück aus seiner Jacke, und da sein Freund wenigstens ebenso wissbegierig war wie die Königin, überreichte er es ihr nicht, sondern las den Inhalt vor. Während Gordon ein wenig blass wurde, blieb das Gesicht Victorias unbewegt.

Als Sir John das Schreiben senkte, schwieg die Königin einige Sekunden. Ihre folgenden Worte zeugten von ihrer raschen Auffassungsgabe. „Ich gehe davon aus, Sir John, dass Sie das Verschwinden der beiden Raumfrachter als Folge eines feindlichen Aktes ansehen, und ich schließe mich dieser Meinung an. Ein einzelner katastrophaler Unfall wäre denkbar, doch bei zweien solcher Ereignisse schließe ich jegliche natürliche Ursache aus. Jemand hat die Schiffe sabotiert oder sogar angegriffen.“

„Sabotage können wir wohl ausschließen“, wandte Premier Gordon ein. „Kein Glaskopf wäre so

verrückt, sein eigenes Schiff in die Luft zu sprengen. Wer einen Raumhelm trägt, der verdient sich sein Geld auf die harte Weise. Die Leute sind zwar alle ein bisschen verrückt, sonst würden sie ja nicht im Raum arbeiten, aber sie sind grundehrlich und wahre Patrioten.“

Die Königin lächelte überaus freundlich. „Ein solcher wahrer Patriot hat vor drei Jahren versucht, mich in meinem Palast umzubringen, Sir Gordon. Ein Mensch kann aus den verschiedensten Gründen zum Mörder oder Selbstmörder werden. Es gibt Menschen im Empire, die mit meiner Regentschaft nicht einverstanden sind, Premier, und es gibt äußere Feinde, die glücklich wären, wenn sie ein Ende fände. Wobei sich mancher Feind hinter der Fassade eines freundlichen Lächelns verbirgt. Nein, Sir Gordon, wir können Sabotage nicht ausschließen. Dies erscheint mir sogar wahrscheinlicher, als ein offener feindseliger Akt. Keine Nation verfügt über Raumschiffe, mit denen man ein anderes Schiff angreifen und zerstören könnte.“

„Man kann ein Schiff auch durch Rammen versenken“, gab Sir John zu bedenken. „Euer Majestät, ich pflichte der Meinung von Sir Gordon bei. Nach dem Verlust des ersten Schiffes haben wir die Besatzungen und die Minenarbeiter der Henlon Industries von Scotland Yard und Geheimdiensten mehrfach überprüfen lassen. Der Sicherheitsdienst von Henlon hat eigene Leute vor Ort, Majestät, und soweit ich gehört habe, handelt es sich um sehr fähige Kräfte. Ich weiß, selbst das ergibt keine absolute Gewissheit, dass sich nicht doch ein Saboteur eingeschmuggelt hat, aber es erscheint mir doch unwahrscheinlich. Ich befürchte eher, dass man von außen auf die Schiffe eingewirkt hat.“

„Der Schlichterrat und der interplanetare Zoll achten sehr genau darauf, dass niemand Waffen in den Weltraum schmuggelt. Geschweige denn, ein bewaffnetes Schiff konstruiert“, wandte Sir Gordon ein. „Man kann es nicht einfach heimlich auf der Erde bauen. Ein solches Schiff wäre viel zu groß und schwer, um in die Atmosphäre aufzusteigen. Kein Explosionsantrieb und keine Dampfkraft wären dazu in der Lage. Zudem ließe sich das niemals geheim halten. Dazu gibt es zu viele Eifersüchteleien zwischen den Nationen und Reichen.“

„Also muss ein Schiff, welches groß genug für eine weite Reise ist, im Weltraum zusammengebaut werden“, stellte die Königin fest.

„Genau so ist es, Euer Majestät“, bestätigte Sir John. „Und ein solcher Versuch würde unzweifelhaft vom Schlichterrat entdeckt werden, und drastische Konsequenzen nach sich ziehen. Zudem benötigt man eine gewisse Menge an Hiromata-Kristall. Ohne den Kristallantrieb könnte man nur mit Volldampf durch den Weltraum zuckeln. Man wäre viel zu lange unterwegs.“

„Nun, Sir John, gehen wir einmal davon aus, Sie erhielten den Auftrag, ein Weltraumschiff zu bauen. Heimlich, versteht sich“, schränkte die Königin ein. „Wären Sie in der Lage, genug Kristall zu besorgen? Irgendwie? Über schwarze Kanäle?“

„Nein, Euer Majestät, dazu wäre ich nicht imstande“, gab der Lord-Admiral zu. „Und ich glaube auch nicht, dass es ein anderer schaffen würde. Jede noch so winzige Menge des Kristalls ist erfasst und für einen Antrieb benötigt man mindesten einen 2-Pfund-Kristall.“

„Ausbau aus alten Schiffen und Verwendung in einem neuen?“

„Das älteste Schiff mit Hiromata-Antrieb ist die alte *Star-Steamer*.“ Der Lord-Admiral lächelte

unmerklich. „Sie war damals einer der ersten Erzfrachter mit Verhüttungsanlage.“

„Ja, ich kann mich an das Schiff erinnern.“ Die Königin trat an einen zierlichen Tisch und Sir Gordon eilte hastig zu ihr, um Tee nachzuschenken. „Hat man das Schiff außer Dienst gestellt?“

„So alt ist es nun auch wieder nicht“, erwiderte Sir John. „Nein, sie wird derzeit umgebaut und modernisiert. Ein Hiromata-Schiff ist wertvoll und teuer, und bleibt im Einsatz, bis es nicht mehr geht.“

„Also gibt es keine alten Schiffe, die man ausschlachten könnte, um das Kristall für ein anderes, sagen wir, weniger offizielles Schiff, zu verwenden?“

„Nein, Euer Majestät.“

„Daraus resultiert, dass es kein Angreiferschiff geben kann, Mylords.“

„Es könnte dennoch eines geben.“

Die Königin sah Sir John überrascht an. „Wie das?“

„Euer Majestät haben mich da auf eine Idee gebracht“, gestand der Lord-Admiral ein. „Sie ist noch nicht ganz ausgereift. Wenn Euer Majestät gestatten, will ich Euch ein paar meiner Gedanken erörtern.“

Ein dezentes Klopfen war an der Tür hörbar.

Als der Kammerdiener hereinsah, nickte die Königin. „Sagen Sie den Herrschaften, dass ich in fünf Minuten im kleinen Audienzsaal bin.“ Sie sah den Lord-Admiral an. „Fünf Minuten, Sir John.“

„Ich werde mich kurz fassen, Euer Majestät. Wie ich bereits erwähnte, halte ich einen Angriff auf die Thermionit-Frachter für durchaus möglich, ja, sogar für weitaus wahrscheinlicher, als einen Sabotageakt. Meine Gedanken gehen dahin, ein Schiff auszurüsten und mit dem Auftrag zu entsenden, den, äh, sagen wir Piraten, zu stellen und aufzubringen oder zu vernichten.“

„Wir haben kein geeignetes Schiff“, erinnerte Sir Gordon.

Die Augen Victorias II. hingegen funkelten unternehmungslustig. „Weiter, Sir John.“

„Ich denke, ich kann ein Schiff beschaffen, wenn Euer Majestät mir freie Hand gewähren.“

„Es müsste unter völliger Geheimhaltung geschehen, mein lieber Sir John. Wenn etwas davon bekannt würde, dürfte die Krone unter keinen Umständen Kompromittiert werden.“

„Selbstverständlich nicht, Euer Majestät“, versicherte der Lord-Admiral.

„Sie könnten, rein theoretisch natürlich, ein geeignetes Schiff besorgen?“

„Ich denke schon, Euer Majestät?“

„Hm. Ein Schiff ist eine Sache, doch es benötigt auch eine Besatzung. Eine, die überaus verschwiegen wäre.“

„Ganz meine Meinung, Euer Majestät.“

„Und Mylord hätten eine geeignete Mannschaft?“ Sie lächelte sanft. „Rein theoretisch, versteht sich.“

„Ich glaube, ich hätte da Jemanden, der für eine derart diffizile Mission geeignet wäre.“

„Rein theoretisch.“

„Selbstverständlich, Euer Majestät. Rein theoretisch.“

Es klopfte erneut und die Königin seufzte leise. „Ich fürchte, die fünf Minuten sind um, Sir John. Es war eine sehr interessante Theorie, die Sie da entwickelt haben. Doch nun rufen mich andere Pflichten.“

Sir John und Sir Gordon verbeugten sich unisono.

In der geöffneten Tür verharrte die Königin und wandte sich halb um. „England braucht Thermionit, Sir John. Tun Sie, was immer Sie für erforderlich halten, um es zu besorgen.“ Sie zeigte ihnen ihr strahlendes Lächeln. „Natürlich rein theoretisch.“

Die Tür wurde geschlossen und Sir Gordon stieß ein vernehmliches Ächzen aus und ließ sich in den Sessel fallen. „Verdammt, John, was war das da gerade?“

Sir John Prewitt erwiderte den besorgten Blick des Freundes. „Das nennt man ‚carte blanche‘, alter Freund, und ich denke, du willst gar nicht genau wissen, was ich damit mache.“

„Nein, wahrscheinlich nicht“, knurrte Sir Gordon und stieß erneut einen Fluch aus. „Selbstverständlich will ich es wissen, John. Ich muss es sogar wissen. Wir brauchen das verdammte Thermionit. Auf dem verfluchten Zeug beruht die Effektivität unseres gesamten Verteidigungssystems. Alle Kohle des Empire und alle Wälder könnten es nicht ersetzen. Also, spuck es aus. Was geht in deinem Kopf vor sich?“

Sir John leckte sich über die trocken gewordenen Lippen und trat zu seinem Freund, um sich einen Tee einzuschenken. Dann unterbreitete er ihm zögernd jenen Plan, den er selbst gerade erst in den groben Strukturen entwickelt hatte. Als er schwieg, sah Gordon ihn forschend an.

„Und du glaubst wirklich, es wäre durchführbar?“

„Natürlich muss man noch an den Details arbeiten, aber ich denke, es ist tatsächlich durchführbar.“

„Das wäre das tollste Husarenstück seit Francis Drake“, brummte der Premierminister. „Und du meinst, du hättest den richtigen Mann dafür?“

„Wenn ich ihn von der Idee überzeugen kann, alter Freund.“

„Herrgott, selbst wenn es gelingt, dürfte niemals jemand davon erfahren. Eigentlich eine verdammte Schande, John.“ Jetzt lächelte auch der Premier. „Nun, ich hoffe, du suchst dir den Richtigen aus und er stimmt zu.“

„Ich denke, das wird er tatsächlich. Er neigt zu einer gewissen ... Abenteuerlust.“

8

Sir John Prewitt wollte keine Zeit verschwenden. Sein Plan war zwar nur Skizzenhaft und bedurfte noch vieler Details, aber im Grundsatz war er sich sicher, dass er durchgeführt werden konnte. Es gab sogar eine kleine Gruppe von Männern oder Frauen, denen er die Umsetzung zutraute, doch seine erste Wahl fiel auf Eugenius McDenglot. Hierfür sprachen mehrere Gründe.

Der Schotte war ein sehr guter Seeoffizier, wenn auch vielleicht nicht der Beste. Fest in der Tradition der Royal Navy verankert, neigte er dennoch zu einer gewissen Eigenmächtigkeit, die man, positiv betrachtet, als Initiative bezeichnen konnte. Seine Loyalität zur Krone stand außer Frage.

Entschlossenheit und Mut hatte er schon mehrfach bewiesen, wobei das kurze Seegefecht mit der kaiserlichen *Undine* nur das jüngste Beispiel war. Das Ereignis hatte geteilte Reaktionen im Königreich hervorgerufen, ebenso wie die spätere Beurlaubung des Captains. Es gab Stimmen, die nannten ihn einen gefährlichen Hasardeur, der England fast in einen Krieg gestürzt hätte. Beim einfachen Volk vernahm man viel Rückhalt für den Schotten und das konnte eine entscheidende Hilfe für die Verwirklichung von Sir John Plan sein.

Die Frage war nur, ob der Schotte sich dafür begeistern ließ. Auch wenn McDenglot klug genug war, die rein politische Entscheidung hinter seiner Zwangsbeurlaubung zu sehen, so verletzte sie dennoch seinen Stolz, denn sie befleckte fraglos seine Ehre als Offizier. In jedem Fall musste sich Sir John sehr schnell Gewissheit verschaffen, denn England musste schnell und entschlossen handeln. Wenn weitere Lieferungen von Thermionit ausfielen, konnte die Lage für das Empire rasch prekär werden.

Sir John wollte persönlich mit McDenglot sprechen. Auch dafür gab es mehrere gute Gründe. Je weniger Menschen von der geheimen Mission erfuhren, desto größer war die Wahrscheinlichkeit, dass sie auch geheim blieb. Er wollte und konnte keinen Untergebenen entsenden, gleichgültig, wie hoch dessen Rang auch sein mochte, denn der Schotte sollte von vornherein begreifen, wie wichtig der Plan war und dass er die Unterstützung höchster Stellen besaß.

Das Problem war nur, Eugenius McDenglot auch zu erreichen.

Der Nebel hatte die englischen Inseln fest im Griff und die Auswahl an Transportmitteln war, selbst für den Lord-Admiral, sehr begrenzt. Die Fahrt mit einem Dampfwagen wäre zu unsicher und würde zu lange dauern. Einen der neuen zweisitzigen Jäger zu benutzen kam erst gar nicht in Betracht. Zwar waren deren dampfbetriebene Motoren inzwischen sehr zuverlässig und leistungsfähig, aber wie sollte ein Doppeldecker bei diesem Nebel landen? Bei einer Sichtweite von allerhöchstens zehn Metern war das vorsätzlicher Selbstmord. Die Linienluftschiffe stellten bei dieser Witterung den Passagierverkehr ein. Somit blieb dem Lord-Admiral nur eine einzige Möglichkeit – Die Reise mit einem der Aufklärungsschiffe des Royal Air Corps.

Sofern er einen Piloten fand, der dumm oder tollkühn genug war, in diesen Nebel aufzusteigen.

Er ließ sich zum Flugfeld des königlichen Luftkorps bringen und hoffte darauf, dass seine Autorität ausreichte, einen der Piloten zu diesem gefährlichen Flug zu bewegen. Sein hoher Rang in der Navy gab ihm keine Befehlsgewalt über das RAC.

Die Wache am Tor sah ihn überrascht an und wollte hastig eine Ehrenwache heraustreten lassen, doch Sir John winkte ab und erkundigte sich nach dem Bereitschaftsraum der Flieger. Der Mann übergab seinen Dienst an einen anderen Soldaten und stieg in den Wagen ein, da man sich sonst eher verfahren würde.

Wenig später trat Sir John in den geräumigen Raum, der Piloten und Mannschaften der Aufklärungsluftschiffe und Abfangjäger als Aufenthaltsraum diente. Die meisten der Männer und Frauen vertrieben sich die Zeit mit diversen Spielen, wobei etliche offensichtlich auch dem Alkohol zusprachen, obwohl dies während der Dienstzeit verboten war. Sir John hatte durchaus Verständnis,

denn jetzt, zur Zeit des langen Nebels, war nicht mit einem Start zu rechnen.

Die Angehörigen des RAC erhoben sich überrascht, als der hohe Besuch so unerwartet in der Tür stand. Ihre Blicke waren skeptisch, während sie vorschriftsmäßig grüßten. Sir John hoher Rang verpflichtete sie dazu, obwohl das Corps nicht der Navy unterstand.

„Ich muss hinauf nach Schottland“, eröffnete der Lord-Admiral. „Und ich suche einen Piloten, der genug Eier in der Hose hat, mich jetzt dorthin zu fliegen.“

Die unverblünten Worte aus dem Mund eines hohen adligen Offiziers überraschten die Männer und Frauen sichtlich. Gemurmel erhob sich, man sah sich untereinander an.

„Bei allem Respekt, Mylord“, meinte einer. „Bei dieser Suppe steigt keiner auf, dem noch etwas an seinem Leben liegt. Zudem bräuchten wir dazu einen Befehl des Sky-Commanders.“ Er lächelte herausfordernd. „Und der war selber Flieger und schickt bei dem Wetter keinen hinauf.“

Eine junge Frau schob sich nach vorne. „Ich habe zwar keine Eier in der Hose, Mylord, aber ich würde es versuchen.“

„Jane „Calamity“ Wilder, wer auch sonst?“, knurrte ein Pilot. „Immer bereit, mit beiden Beinen in einen Fettnapf oder eine Katastrophe zu springen.“

„Ich springe dir gleich ganz woanders hin“, fauchte die Pilotin.

„Genug!“ Ein grauhaariger Geschwaderführer sah die anderen scharf an. „Das hier ist das Royal Air Corps und ich erwarte, dass Sie alle sich wie Offiziere ihrer Majestät benehmen. Wir sind hier nicht in einem verdammten irischen Pub in Dublin.“ Er wandte sich Sir John zu. „Verzeihen Sie, Mylord, es sind alles gute Flieger und es zerrt an den Nerven, wenn einen die Suppe zur Tatenlosigkeit verurteilt.“

„Das mit der Suppe riskiere ich“, meldete sich die Pilotin erneut zu Wort. „Muss wichtig sein, wenn ein Seefuß das Wagnis auf sich nehmen will.“ Ihr Blick wanderte zu Sir John. „Aber ich kann keinen Anschiss vom Sky-Commander gebrauchen, Mylord.“

„Das regle ich“, versicherte der Lord-Admiral.

„Na schön.“ Die junge Frau straffte sich. „Von mir aus können wir. Muss nur erst die Bodenmannschaft zusammensuchen, damit meine Betsy befüllt wird.“

Sir John vermutete, dass sie damit ihr Luftschiff meinte und er sollte Recht behalten. Obwohl die anderen Flieger das Vorhaben für Wahnsinn hielten, folgten sie dem hohen Seeoffizier und dessen Pilotin in den Nebel hinaus. Neugierig, ob es wirklich zum Start kam, und bereit, den beiden Wagemutigen alles Glück zu wünschen.

Jane Wilder ging voraus und rief eine Reihe von Namen in den Nebel. Sie fand ihren Weg zu den Hangars mit traumwandlerischer Sicherheit, und Sir John schlug den Mantelkragen hoch und folgte ihr hastig.

Von irgendwo aus dem Dunst tauchte ein stämmiger Mann im Arbeitszeug auf. „Was, verdammt, ist denn los?“ Scheinbar erkannte er Sir Johns hohen Rang nicht, denn er ignorierte diesen völlig. Stattdessen blickte er die Pilotin kopfschüttelnd an. „Ist doch nicht Ihr Ernst, Calamity, oder? Ich meine, Sie wollen doch nicht bei dem Wetter ...?“

„Der da will“, erwiderte sie und deutete auf Sir John. „Ist der Oberflieger von den Schwimfüßen und er muss nach Schottland hoch.“

„Allmächtiger, ich wusste ja schon immer, dass man verrückt sein muss, wenn man auf dem Wasser herumschwimmt.“

Sir John lächelte, obwohl man das hinter dem Kragen kaum sehen konnte. „Nein, man muss nicht verrückt sein. Aber es ist auch kein Hinderungsgrund.“

Der Stämmige lachte. „Und Sie sind echt der Admiral?“

„Lord-Admiral.“

„Allmächtiger.“ Der Mann salutierte und sah dann erneut die Pilotin an. „Wird eine halbe Stunde dauern, Calamity. Die Hülle ist zwar fast steif, aber wir müssen den Kessel vorheizen und Gas nachfüllen. Schlage vor, dass ihr aber schon einmal einsteigt. Ist ziemlich ungemütlich hier draußen, und der Mylord sieht so aus, als wäre ihm kalt.“

Vor ihnen im Nebel erschien matter Lichtschein, als man die beiden großen Rolltore des Hangars zur Seite schob. Sir John war überrascht, wie nahe sie schon vor dem mächtigen Gebäude gestanden hatten. Im Schein der elektrischen Bogenlampen wurden zwei der typischen Aufklärungsschiffe des Royal Air Corps sichtbar. Eine Wartungsmannschaft begann hastig, eines von ihnen startbereit zu machen.

Die Pilotin schob den Lord-Admiral auf ihr Luftschiff zu. „Das ist meine *Betsy*“, sagte sie mit sichtlichem Stolz. „Sie ist ein braves Mädchen und hat mich nie im Stich gelassen. Sie ist ein Prallluftschiff und keines dieser Starrluftschiffe, wie die Passagierzeppeline.“

„Ich weiß“, brummte Sir John. „Sie hat keine starre Hülle und auch kein Innenskelett.“

„Richtig.“ Die Frau schien ein wenig überrascht, dass ihr Fahrgast dies wusste. „Während der Dampfkessel angeheizt wird, werden die Mechaniker das Gas in der Hülle auffüllen. Ist nicht brennbar, Sir John, Sie können hier also beruhigt rauchen, falls Sie das wünschen.“

„Ich rauche nicht.“

„Oh. Ich dachte, alle Seeleute würden ständig mit einer Meerschaumpfeife oder etwas ähnlichem herumqualmen.“

„Nun, ich dachte auch immer, jeder Pilot trüge einen weißen Fliegerschal.“

Sie lachte gutgelaunt. „Ich denke, Mylord, wir werden prächtig miteinander auskommen. Steigen Sie schon mal ein, ich muss erst die Hülle und die Motoren überprüfen.“

Die Hülle des Luftschiffes war ungefähr vierzig Meter lang und durchmaß gute Zehn. Unter ihr befand sich die Gondel, in welcher sich üblicherweise der Pilot und der Bordmechaniker aufhielten. Der Pilot war für die Steuerung und Außenbeobachtung zuständig, der Mechaniker für die einwandfreie Funktion der Dampfanlage und der beiden Motoren. Die Dampfanlage befand sich im hinteren Bereich der engen Kabine. Von dort führten Steuerelemente und Rohrleitungen zu den beiden seitlichen Motoren. Die Gondel war aus Gründen der Gewichtersparnis aus Holz, nur die tragenden Elemente und den Boden hatte man mit Metall verstärkt.

Sir John achtete nicht auf die Rufe und Kommandos, die durch den Hangar schwirrten. Er sah sich

forschend in der Gondel um und stellte unbehaglich fest, dass sie in der Tat nur für zwei Personen ausgelegt war. Eine Dritte würde allenfalls Platz gefunden haben, wenn man die Sitze ausgebaut hätte.

„Ich hoffe, Mylord, Sie kennen sich mit Dampfmaschinen aus“, sagte Jane Wilder, als sie sich zu ihm hinein drängte und auf den Pilotensitz quetschte. „Wir haben nämlich keinen Platz für den Bordmechaniker. Also müssen Sie an seiner Stelle auf die Maschine achten.“

„Nun, Füllstand und Druck werde ich sicherlich im Auge behalten können“, versicherte er.

„Dann fühlen Sie sich eingeladen und nehmen Sie Platz, Mylord.“ Sie bewegte probeweise einige Hebel und Ventile, klopfte gegen einige Anzeigengläser. „Und schnallen Sie sich an. Wenn uns in der Suppe etwas begegnet, dann muss ich schnell reagieren. Kann dann ein wenig rau werden.“

„Was sollte uns begegnen?“

Sie wandte sich halb um und grinste breit. „Vielleicht sind wir nicht die einzigen Verrückten, die bei dem Nebel aufsteigen. Zumindest könnten ein paar Vögel unterwegs sein. Letztes Jahr ist mir eine Wildgans in den rechten Propeller geklatscht.“

„Oh. War es schlimm?“

„Ach, der Rotor war schnell repariert und die Jungs mögen alle Gänsebraten.“ Sie klopfte gegen die Seitenwand der Gondel. „Und *Betsy* ist auch bei einem Rotor noch ein folgsames Mädchen.“

Jane Wilder schob eines der Seitenfenster auf, während Sir John sich endlich anschnallte. „Temperatur und Druck sind okay!“, rief sie hinaus. „Splinte aus den Props und dann zieht das Baby nach draußen!“

Zwei Männer griffen an Leinen und rissen die Sicherungsstifte aus den Achsen der Rotoren. Der eingeschossene Dampfdruck versetzte sie augenblicklich in langsame Drehungen. Andere zogen das Luftschiff aus dem Hangar ins Freie hinaus. Die Pilotin überprüfte die Trimmung und gab der Bodenmannschaft ein Zeichen, welche die Halteleinen löste. Dann schob sie die Regler für den Dampfdruck nach vorne und trat ins Höhenpedal. Sir John spürte, wie sich die Nase des Schiffes anhub und sah, wie Boden und Mannschaft unter ihm versanken und im Nebel verschwanden.

„Alles klar, Sir John“, meinte die Pilotin. „Wir sind auf dem Weg. Wo wollen Sie genau hin?“

„Loch Etive“, antwortete er.

Sie zog eine Karte aus einem Fach, schaltete eine Lampe ein und strich sich nachdenklich über das Kinn. „Also erst einmal Nordwest“, murmelte sie und zog einen Rechenschieber hervor, stellte ein paar Werte ein und überlegte kurz. „In Höhe von Glasgow werden wir wahrscheinlich Wasser nachfüllen müssen. Normalerweise würde der Dampf für die ganze Strecke reichen, aber jetzt haben wir Nebel. Der ist dicker als Luft und bietet mehr Widerstand. Da brauchen die Motoren mehr Kraft, um uns hindurch zu schieben.“

„Können wir ihn nicht einfach überfliegen?“

„Nicht diese Art von Nebel, Mylord. Der reicht viele Kilometer in die Höhe. Das ist nicht der übliche Küstennebel oder Morgennebel, Sir. Das hier ist DER Nebel. *Betsy* hat nicht genug Auftrieb, um darüber hinweg zu gelangen. Zudem lagert sich der Dunst an der Hülle an und macht uns

schwerer. Nicht viel, aber ich muss das berücksichtigen.“

„Nun, Sie sind der Pilot“, murmelte der Lord-Admiral. „Sagen Sie, warum nennt man Sie Calamity?“

Sie lachte ungezwungen. „Die Jungs behaupten, ich hätte ein Talent dafür, in Schwierigkeiten zu geraten. Aber keine Sorge, Mylord, ich habe auch das Talent, da wieder heraus zu gelangen.“

„Schön, das zu wissen“, seufzte Sir John. „Ich hoffe dennoch, dass wir nicht in Unannehmlichkeiten geraten.“

„Erst bei der Landung, Sir. Erst bei der Landung.“

Er fragte nicht nach, denn er konnte sich vorstellen, worauf sie damit anspielte. Solange sie in der Luft blieben, war das Risiko des Zusammenstoßes mit einem anderen Objekt sehr gering. Doch wenn sie zur Landung ansetzten, dann mussten sie tiefer gehen. So tief, dass man den Boden erkennen konnte. Ein plötzlich auftauchender Baum, ein Gebäude, falsch eingeschätzte Höhe – All das konnte dann zum Fiasko führen. Ihr einziger Vorteil bestand darin, dass das Luftschiff extrem langsam gleiten konnte.

Der Flug verlief eintönig und wirkte einschläfernd. *Betsy* schob sich durch weißgraue Watte, die sie auf allen Seiten umgab und die Geräusche dämpfte. Das leise Zischen in den Dampfleitungen mischte sich mit dem gleichmäßigen Brummen der beiden Propeller, ab und an knarrte der Sitz von Jane Wilder, wenn diese sich etwas bewegte. Insgesamt glich sie eher einer Statue, die, von Fliegerhaube und Lederjacke eingehüllt, unbeweglich schien. Sie war nicht zu beneiden, denn sie hatte nur ihre Instrumente und den Kompass zur Orientierung. Die vor Kälte schützenden Ohrklappen der Haube hatte sie mit dem Kinnriemen nach oben gebunden, damit ihr kein Geräusch entging, welches von draußen hereindringen mochte.

Sir John Prewitt war froh, mit dem Rücken zum Dampfkessel zu sitzen. Das Gerät strahlte wohlige Wärme aus und allmählich nickte der hohe Marineoffizier ein.

Er erwachte, als er von Jane angestoßen wurde und blinzelte irritiert. „Ich muss eingeschlafen sein. Was machen Sie da?“

„Ich pumpe Wasser aus dem Reservetank in den Hauptkessel“, erklärte sie und betätigte weiterhin den kleinen Pumpenschwengel. „Tut mir Leid, Mylord, ich wollte Sie nicht wecken.“

„Unsinn.“ Er reckte sich und gähnte herzhaft. „Das ist eigentlich meine Aufgabe.“

„Sie waren gerade so schön mit dem abholzen des schottischen Hochlandes beschäftigt, da wollte ich Sie nicht stören.“

„Hm. Ich schnarche?“

„Wie ein echter Flieger, Sir.“ Sie prüfte die Wasserstandsanzeige am Kessel und nickte zufrieden. „Hunger oder Durst? Wir haben heißen Tee und ein paar Sandwiches dabei.“

„Gott möge England und Sie schützen, Jane. Sie sind ein wahrhaftiger Engel.“

Sie lachte freundlich. „Nur Pilot, Sir, aber das ist ja dicht dran.“

Die junge Frau schob sich vorsichtig rückwärts, drehte sich und glitt wieder in ihren Pilotensitz. Dort beugte sie sich zur Seite, zog einen bauchigen Beutel hervor und nahm Thermoskanne und

Brottdose heraus.

Das heiße Getränk belebte Sir John und er starrte neugierig nach vorne auf die Instrumente. „Wo sind wir?“

„Irgendwo zwischen Tyndrum und Taynuilt. Ich hatte Glück und habe Tyndrum direkt gefunden, jetzt fliegen wir genau westlich auf Taynuilt zu. Das liegt direkt am Loch Etive.“

„Sie sind eine ausgezeichnete Navigatorin“, lobte Sir John.

Sie errötete erfreut. „Ein wenig Glück war bei dieser Suppe natürlich auch dabei“, gestand sie ein. Tyndrum hat einen Notlandeplatz des RAC und die haben immer ein großes Leuchtfeuer im Signalturm eingeschaltet und ein mächtiges Nebelhorn. Ich konnte es hören und mich daran orientieren.“ Jane lächelte breit. „Die Ausbilder in der Akademie haben gesagt, in Navigation sei ich einfach ein Naturtalent. Ich habe nie wirklich die Orientierung verloren. Liegt mir vielleicht in den Genen.“

„In jedem Fall war es eine hervorragende Leistung von Ihnen.“

Das war es tatsächlich. Auch wenn sie über Kompass, Höhenmesser, Karte und Instrumente verfügte, so glich es doch einem kleinen Wunder, dass die Pilotin überhaupt hierher gefunden hatte. Nach kurzer Zeit erreichten sie Taynuilt und Jane zwang ihre *Betsy* in eine kleine Kurve und tastete sich behutsam durch den Nebel nach unten.

„Der Nebel verändert sich“, stellte Sir John fest.

„Das ist kein Nebel unter uns, Mylord, sondern das Wasser des Loch. Wir schweben jetzt sehr langsam. Ich werde versuchen, das Ufer zu erreichen, dann können wir seinem Verlauf folgen. Das Haus von diesem McDenglot soll ja direkt am Wasser liegen.“

Es dauerte eine gute halbe Stunde, dann beugte sich Jane Wilder zum Seitenfenster hinaus. „Ich höre ein komisches Quietschen.“

Der Lord-Admiral lauschte ebenfalls. „Das ist kein Quietschen. Das ist ein Dudelsack.“

„Mein Gott, wirklich? Ich wusste gar nicht, dass man damit so entsetzliche Laute verursachen kann. Wenn die Scotts Guards oder die Highlanders zur Parade aufspielen, dann hört sich das ganz anders an. Das hier, das ist wirklich furchtbar.“

„Aber hilfreich“, erwiderte Sir John auflachend. „Es kommt sicher von McDenglot House und leitet uns genau dorthin.“

Dann tauchten die Umriss der Anlage vor der Gondel auf. Jane nahm noch mehr Fahrt aus den Propellern und ließ die Dampfpeife des Luftschiffes ertönen.

„Wenn ich Sie abgesetzt habe, werde ich mich um *Betsy* kümmern und hier auf Ihre Rückkehr warten“, sagte die Pilotin.

Der Lord-Admiral schüttelte entschieden den Kopf. „Das werden Sie nicht. Es wird eine Weile dauern, und Sie kommen natürlich mit. Zudem wäre Captain McDenglot sicherlich zutiefst beleidigt, wenn ich Sie seiner Gastfreundschaft entziehen würde. Sie werden feststellen, dass er nicht nur ein Schotte ist, sondern auch ein wirklicher Gentleman.“

Minuten später senkte sich *Betsy* in Landstellung und wurde durch schottische Hände und starke

Leinen gesichert. Als die Motoren verstummten, halfen ihnen die Männer heraus.

Niemand hatte bei diesem Nebel mit der Ankunft von Gästen gerechnet. Zudem herrschte Nacht und es war ein glücklicher Umstand gewesen, dass die Schafhirten das Luftschiff gehört und folgerichtig reagiert hatten. So standen Sir John und Jane Wilder kurz darauf vor dem überraschten Eugenius McDenglot.

„Wir müssen reden“, raunte der Lord-Admiral nach der förmlichen Begrüßung. „Unter vier Augen.“

Der unerwartet hohe Besuch hatte in Eugenius McDenglot sämtliche Alarmsignale auf Rot schnellen lassen. Ein Lord-Admiral gab sich nicht mit Kleinigkeiten ab, und er flog normalerweise auch nicht bei Nordnebel die weite Strecke, um einem zwangsbeurlaubten Captain der Navy Hallo zu sagen.

„Selbstverständlich, Mylord“, erwiderte McDenglot nach kurzem Zögern und geleitete den Gast zu seinem Wohnturm, während sich die Haushälterin Janes annahm.

Als sie den Wohnraum betraten, lag Chief Finnegan Walker mit ausgestreckten Beinen in einem Ohrsessel, den Kopf weit in den Nacken gelegt und gab sich mit seinem Schnarchen redliche Mühe, jedem Nebelhorn ernsthafte Konkurrenz zu machen.

„Wenn es Ihnen nichts ausmacht, Mylord? Wenn der Chief erst einmal schläft, dann bekommt ihn ohnehin kaum noch etwas wach.“

„Hm, nun, es ist schön, dass Ihre alte Crew Sie nicht vergessen hat, McDenglot.“

„Und, Eugenius?“ Die weibliche Stimme kam von der Treppe, die ins Obergeschoss führte. „War es wirklich ein Luftschiff?“

Ein paar nackte Beine wurden sichtbar, denen der Körper von Lydia Smythe folgte, die nur notdürftig von einem hastig übergeworfenen Hausmantel bedeckt war. Sie verharrte überrascht. „Lord-Admiral?“

„Offensichtlich genießen Sie in der Tat viel Sympathie bei Ihrer alten Crew“, brummte Sir John. Er starrte die halbnackte junge Frau an, widmete seine Gedanken allerdings in keiner Weise ihren ansehnlichen Formen. Ihr Anblick hatte ihn vielmehr in seiner Idee bestärkt. „Es mag sein, dass dies sogar eine glückliche Fügung des Schicksals ist.“ Er wandte sich McDenglot zu. „Wie ich es schon sagte, wir müssen reden und es ist vielleicht ganz günstig, dass Ihr Erster Offizier und Ihr Chief anwesend sind.“

„Ich fürchte nur, mit Walker werden wir in den nächsten Stunden noch nicht rechnen können.“

„Macht nichts. Es geht mir auch vordringlich um Sie, Captain McDenglot.“

Dessen Augen nahmen einen lauernden Ausdruck an. „Captain im Zwangsruhestand, Sir, wie ich mir zu erwähnen erlaube.“

„Könnte sein, dass sich das ändert, McDenglot. Was würden Sie von einem neuen Kommando halten?“

„Das ... klingt durchaus interessant, Mylord.“ Der Schotte wies zu der Sitzgruppe hinüber und während der Admiral Platz nahm, machte Lydia Smythe kehrt und hastete ins Schlafgemach hinauf.

Nur Augenblicke später kam sie in der hastig übergeworfenen Marineuniform zurück.

Eugenius McDenglot schickte nach Tee und belegten Broten, um ein wenig Zeit zu gewinnen. Allein die Aussicht auf ein neues Kommando war eine Verlockung, aber die Umstände, unter denen es der Lord-Admiral anbieten wollte, waren äußerst verdächtig.

Sir John Prewitt erläuterte die Situation und umriss, welche Probleme dadurch für England entstanden. „Die Kapazität zweier Thermionit-Frachter reicht aus, um das Empire mit den im Frieden erforderlichen Mengen zu versorgen“, führte er weiter aus. „Wir können davon auch eine gewisse, äh, Reserve zur Seite legen. Doch sollte es zu einem militärischen Konflikt kommen, bei dem wir unsere Thermionit in größeren Mengen einsetzen müssen, dann sind wir rasch am Ende. Sie wissen, McDenglot, was das für uns bedeutet. Wir können zwar unsere Dampfmaschinen mit Kohle und Holz befeuern, aber sie wären weit weniger effektiv und vor allem, das ist der entscheidende Faktor, der Vorteil der Durchschlagskraft unsere Kanonen wäre dahin.“ Er seufzte schwer. „Und nicht nur das. Alle Treibladungen unserer Munition werden mit Thermionit gezündet. Wir wären gezwungen, wieder auf Sprengpulver umzurüsten und unsere diesbezüglichen Möglichkeiten sind ausgesprochen bescheiden.“

„Ich weiß.“ Eugenius McDenglot gab einen Schuss Rum und drei Stück Zucker in seinen Tee. „Wenn Napoleon angreifen will, dann wird er das in erheblicher Überzahl tun. Er kennt die Wirkung unserer Waffen nur zu gut, und hätte den allergrößten Vorteil daraus, wenn wir kein Thermionit mehr zur Verfügung hätten. Sie vermuten also, dass der Kaiser hinter dem Verschwinden der Frachter steckt?“

„Er hat als Einziger einen wirklichen Vorteil aus unserer Misere.“

Lydia Smythe leckte sich über die Klippen. „Und Sie glauben, Mylord, das es sich nicht um Sabotage handelt, sondern um eine Art geheimes Schiff, welches die Frachter von Henlon Industries angreift?“

„Natürlich kann und will ich Sabotage nicht mit Sicherheit ausschließen. Der Kaiser der Franzosen hat seine Augen und Ohren ja fast überall, und mit genug Gold lassen sich auch willige Hände finden. Nennen Sie es ein Gefühl, Lieutenant Smythe, aber ich bin mir Sicher, das der verdammte Kerl heimlich ein Kriegsschiff ausgerüstet hat. Es erscheint mir logisch, denn ein Kriegsschiff verschafft ihm nicht nur die Möglichkeit die Frachter abzufangen, sondern auch, die Minen direkt anzugreifen oder sie sogar zu erobern.“

„Das würde der Schlichterrat niemals dulden“, wandte McDenglot ein.

„Der Schlichterrat würde vor vollendete Tatsachen gestellt“, erwiderte der Lord-Admiral mit harter Stimme. „Und seien wir doch ehrlich – Das Empire genießt nicht mehr Sympathien im Rat, als der Kaiser der Franzosen. Und wenn Napoleon den anderen Nationen ebenfalls einen Anteil am Thermionit verspricht, wird der empörte Aufschrei über seine militärische Okkupation nicht lange anhalten. Gier ist mächtiger als Anstand und Ehre, Captain McDenglot. Jedenfalls ist das Risiko zu groß, dass es so kommen könnte. Wir dürfen das nicht zulassen, McDenglot. Unter gar keinen Umständen.“

„Aber was wollen Sie dagegen unternehmen und wie hänge ich damit zusammen?“ Der Schotte legte die Fingerspitzen der Hände aneinander und sah seinen Gast eindringlich an. „Sie sprachen vorhin von einem Kommando für mich, Mylord. Lassen Sie mich raten – Sie wollen selbst ein Kriegsschiff in den Raum schicken?“

„Sie sind ein kluger Bursche, McDenglot. Ich ahnte schon, dass ich den richtigen Mann ausgewählt habe.“

„Ich habe keineswegs zugesagt, Mylord.“

„Sie sind Marineoffizier mit Leib und Seele, und Sie lieben die See. Sie werden zusagen.“

„Hier geht es nicht um die See. Wir sprechen hier vom großen Nichts des Weltraums.“ McDenglot nippte an seinem Tee. „Zudem wird man wohl kaum zulassen, dass wir ein Kriegsschiff ausrüsten.“

„Natürlich nicht“, stimmte Sir John zu. „Der Schlichterrat würde einschreiten, und Napoleon wird, wenn er davon erfährt, alles tun, um die Mission zu verhindern. Nein, nein, McDenglot, alles muss vollkommen im Verborgenen geschehen.“

„Also haben Mylord einen Plan.“

„Zumindest seine Grundzüge“, gestand Sir John lächelnd. „Und ich habe auch das geeignete Schiff, um den Plan umzusetzen. Die *Star-Steamer*.“

Eugenius McDenglot und Lydia Smythe sahen ihn gleichermaßen fragend an. Sie mochten sich mit den Schiffen der See auskennen, doch die des Weltraums waren ihnen fremd.

„Die *Star-Steamer* war einer der ersten kommerziellen Verhüttungsfrachter“, erklärte Sir John. „Eine Menge Frachtraum und eine große Verhüttungsanlage, mit einer Menge Dampfkesseln und einem Hochofen. Ein sehr großes Schiff, aber inzwischen veraltet. Es liegt derzeit im Dock der Orbitalstation, und wird dort überholt und modernisiert.“ Er beugte sich ein wenig vor und sah seine Gegenüber eindringlich an. „Die laufenden Modernisierungsarbeiten kann man vielleicht ausnutzen, um auch ein paar nützliche Veränderungen vorzunehmen. Und die vorzeitige Reaktivierung der *Star-Steamer* ist in der derzeitigen Situation nur logisch. Zwei Frachter gingen verloren, und niemand wird sich etwas dabei denken, wenn Henlon Industries die alte *Star-Steamer* wieder einsetzt, um zusätzliche Transportkapazität zu schaffen.“

„Hm, könnte sein“, brummte McDenglot. Sein Gesicht wirkte gleichgültig, aber in seinen Augen war jenes Funkeln, das dem erfahrenen Lord-Admiral zeigte, dass der Schotte Feuer gefangen hatte.

„Natürlich sind Sie kein erfahrener Raumkapitän, und die Erfordernisse auf einem Marineschiff sind sicher ein wenig anders, als die auf einem Raumdampfer, aber ich traue Ihnen zu, das in den Griff zu bekommen. Ihre fehlende Raumerfahrung ist kein Mangel. Es gibt ja keine Weltraumtruppe, Captain. Alle, die da oben herumsausen, sind Zivilisten und gehören zu irgendeiner kommerziellen Gesellschaft. Vom Schiff des Schlichterrates einmal abgesehen. Ich will aber keinen Zivilisten mit einer so heilen Aufgabe betrauen. Solche Leute kennen keine Disziplin und ein falsches Wort könnte die Mission auffliegen lassen.“

„Ja, ich weiß“, seufzte McDenglot. „Alles muss geheim bleiben.“

„So ist es. Ich will nicht verschweigen, dass damit ein paar weitere Probleme verbunden sind. Sie

brauchen eine erfahrene Besatzung für die *Star-Steamer*. Leute, die sich mit einem Raumschiff auskennen. Die werden Sie notgedrungen aus Zivilisten zusammenstellen müssen. Aber ich denke, auch da lassen sich ein paar Patrioten finden. Aber Sie benötigen auch Mannschaften für die Bedienung der Waffen und eine ordentliche Truppe, die das Schiff nötigenfalls verteidigt oder einen Angreifer entern kann.“

„Entern? Im Weltraum?“

„Man hat das schon vor Jahren bei einer Rettungsmission gemacht. Wenn Sanitäter das schaffen, warum soll es dann nicht auch für Soldaten möglich sein?“

„Soldaten dürften kein Problem sein“, meinte Lydia Smythe. „Man kann ja eine Kompanie Royal Marines auf das Schiff abkommandieren.“

Sir John schüttelte den Kopf. „Leider nein. Wir können nicht einfach einen Trupp für diese Mission abkommandieren. Wie erwähnt, hat der Franzosenkaiser überall seine Augen und Ohren. Die Verlegung von Militär würde ihm nicht entgehen.“

„Verstehe.“ McDenglot lächelte versonnen. „Deswegen haben Sie auch keinen regulären Marineoffizier für die *Star-Steamer* ausgewählt, sondern mich. Offiziell bin ich ja kein Marineoffizier mehr.“

Lydia Smythe räusperte sich. „Und wie soll der Captain dann an Soldaten kommen? Er kann ja kein Werbeplakat aushängen, oder?“

„Eher nicht“, gestand Sir John. „Ich muss gestehen, dass mir da noch keine Lösung eingefallen ist. Ich denke, ein paar Leute können Sie hier und da abgreifen, ohne dass es groß auffällt. Vielleicht ein paar Mann ihrer alten Besatzung. Wie Ihren Chief, zum Beispiel.“

McDenglot grinste. „Ja, Walker wird sich das bestimmt nicht entgehen lassen.“

Sir John nickte erfreut. „Dann nehmen Sie den Auftrag an?“

„Lassen Sie mich erst zusammenfassen, Mylord.“ McDenglot begann an seinen Fingern aufzuzählen. „Ich soll die *Star-Steamer* zu einem Kriegsschiff umbauen, ohne dass irgendjemand etwas davon erfährt. Ich muss eine zivile Mannschaft auftreiben, ohne dass diese weiß, dass sie auf einem Kriegsschiff dienen wird. Dann gilt es eine Truppe für die militärische Besatzung zu rekrutieren. Natürlich ohne dass die Leute die wahre Mission kennen, bevor sie nicht an Bord sind.“

„Genau so ist es“, bestätigte Sir John mit freundlichem Lächeln.

„Moment, Moment“, wandte Lydia Smythe ein. „Diese zivilen Raumdampfer fahren doch mit einem Minimum an Besatzung, nicht wahr? Ich meine, Mannschaften müssen entlohnt werden, und da geben die Gesellschaften doch nicht mehr aus, als sie unbedingt müssen. Die *Star-Steamer* braucht Geschützmannschaften und ein Enterkommando. Das sind wesentlich mehr Leute, als für den Betrieb eines Frachters erforderlich sind. Das fällt doch auf, Mylord.“

„Minenarbeiter“, sagte McDenglot leise. „Man könnte ja sagen, es seien Ersatzarbeiter für die Minen im Asteroidengürtel.“

„Ausgezeichnet“, lobte Sir John. „Sie sehen, Captain McDenglot, durch ein wenig Nachdenken haben wir schon ein Problem gelöst.“

„Dann bleibt ja nur noch ein gutes Dutzend übrig“, sagte der Schotte mit deutlicher Ironie in der Stimme. „Wie kann man die *Star-Steamer* heimlich umrüsten, welche Mittel sind dazu erforderlich und wo bekommen wir das ganze Zeug her? Dann muss alles mit Zubringern zum Schiff hinauf geschafft werden. Verdammt, Mylord, bei allem Respekt, aber Ihr Plan hat Löcher wie ein Küchensieb.“

„Ich bin mir sicher, dass Sie diese Löcher stopfen werden.“

„Da werde ich mächtig große Stopfen benötigen und eine Menge Unterstützung.“

„Die Sie bekommen, Captain, die Sie bekommen.“ Der Lord-Admiral räusperte sich. „Natürlich nur im Rahmen der Möglichkeiten.“

„Ja, ich weiß, muss ja alles geheim bleiben.“ McDenglot sah zu Lydia Smythe hinüber. „Schön, ich hätte gerne Lieutenant Smythe und Chief Walker in meiner Crew.“

„Haben gerade angemustert“, versicherte Sir John. „Sie können sogar Ihre ganze alte Crew anheuern. *H.M.S. Thunderer* liegt ja auf dem Trockenen und die Besatzung ist keinem anderen Schiff zugeteilt. Ich regle das in der Admiralität.“

„Hm. Es gibt da noch ein weiteres Problem, Sir. Mit der Navigation auf See kennen ich und Lydia uns bestens aus. Aber im Weltraum wird das wohl eine andere Sache sein. Da sind wir nicht gerade Naturtalente, Mylord. Somit brauchen wir einen erstklassigen und verschwiegenen Navigator.“

„Einen, der weiß, wie man aus Schwierigkeiten herauskommt“, sinnierte Sir John.

„Wie bitte?“

„Oh, ich denke gerade an eine junge Pilotin, die sicher gefallen an dieser Sache findet.“

„Diese Jane, mit der Sie gekommen sind? Ihre Pilotin?“

„Meine Pilotin und Ihre Navigatorin“, korrigierte Sir John und sie mussten beide lachen. Er wurde wieder ernst. „Captain, ich muss Sie nicht nur auf die Bedeutung Ihrer Mission hinweisen, sondern auch auf die besonderen Umstände. Die Regierung Ihrer Majestät kann Sie nur im Verborgenen unterstützen. Offiziell handeln Sie als Privatmann. Sir Jonathan Henlon von Henlon Industries wird Sie und Ihre Mannschaft als ganz normale Raumcrew einstellen und offiziell ebenfalls keine Kenntnis von Ihren Absichten haben.“

„Ich verstehe durchaus.“ Eugenius McDenglot starrte versonnen in seine halb geleerte Tasse. „Sollte etwas schief gehen, wird England jede Kenntnis leugnen und mich und meine Mannschaft im Nebel stehen lassen, nicht wahr?“

„Wir werden sagen, dass es sich offensichtlich um die Tat eines ehemaligen Marineoffiziers handelt, der von Frustration zu seinem Handeln getrieben wurde.“

„Das würde man niemals glauben“, sagte Lydia Smythe grimmig. „Zur Mission der *Star-Steamer* ist viel zu viel Logistik erforderlich, als dass dies von einem einzelnen Mann bewältigt werden könnte.“

Der Lord-Admiral zuckte bedauernd die Schultern. „Ein Verdacht ist noch lange kein Beweis, Lieutenant, und der Krone bleibt keine Wahl, als sich von Captain McDenglot zu distanzieren, falls er in Schwierigkeiten gerät. Selbst wenn er erfolgreich ist, darf kein Uneingeweihter davon erfahren.“

Er wandte sich McDenglot zu. „Ich kann es Ihnen nicht befehlen, Captain, aber ich bitte Sie eindringlich, den Auftrag zu übernehmen. Sie tun es für Königin und England.“

Eugenius McDenglot seufzte vernehmlich. „Nicht nur für Königin und England, Mylord. Auch in Schottland sind Froschschenkel und Weißwurst nicht sonderlich beliebt.“

„Dann nehmen Sie an?“

„Ja.“

9

Viele Menschen hatten schon einmal vom Asteroidengürtel gehört. Sie wussten, dass man dort einige wichtige Rohstoffe und wertvolle Metalle fand, und diese von dort zur Erde brachte. Dennoch besaßen die meisten eine vollkommen falsche Vorstellung. Sie sahen dabei die Ringe des Saturn vor Augen und dachten, die Asteroiden seien größere und kleinere Objekte, die dicht an dicht um einen festen Bezugspunkt kreisten. Dass es schwierig und gefährlich sei, sich zwischen ihnen zu bewegen, weil man ständig dahinrasenden Objekten ausweichen und eine Kollision vermeiden musste. Das Problem war jedoch weniger, einem Asteroiden auszuweichen, als vielmehr, das gewünschte Objekt überhaupt ansteuern zu können, denn es gab weit über Vierhunderttausend von ihnen und sie waren über einen immensen Raum verteilt.

Im Grunde gab es drei Asteroidengürtel, wenn man sie denn so bezeichnen wollte. Sie wurden als innerer, mittlerer und äußerer Gürtel bezeichnet und bewegten sich hauptsächlich zwischen Mars und Jupiter. Jupiter war der größte Planet des solaren Systems und besaß eine Masse, die rund siebenzig Prozent der Gesamtmasse aller Planeten entsprach. Ein Gigant, dessen Anziehungskraft auch die Asteroiden beeinflusste, so dass es zu Bahnstörungen kam. Das bedeutete, dass sich nicht alle Objekte in kreisförmigen oder elliptischen Umläufen befanden.

Die Asteroiden waren nach Größe und Zusammensetzung klassifiziert. Einige waren winzig, andere, wie Ceres, der immerhin fast ein Viertel des Mondes durchmaß, waren von beachtlicher Größe und hatten sogar eigene Trabanten.

Die Entstehungsgeschichte der zahlreichen Objekte war umstritten. Die Vermutung, es handele sich um die Trümmer eines einstigen Großplaneten, schien eher nicht zuzutreffen. Wahrscheinlich waren sie Überbleibsel jener Vorgänge, bei denen das Sonnensystem vor Urzeiten entstanden war, und sich die Planeten gebildet hatten. Andere mochten aus den Tiefen des Weltalls stammen und eingefangen worden sein. Manche Asteroiden waren reich an Silikaten, andere an Kohlenstoffen. Einige enthielten Erze oder bestanden aus Eis oder Gestein.

Es gab sicher Forscher und andere Menschen, die sich wünschten, der Mensch wäre aus Neugierde und Wissensdrang in das Sonnensystem vorgestoßen. Niemand wäre in den Anfängen der Raumfahrt auf den Gedanken verfallen, dass sie aus rein kommerziellen Gründen durchgeführt werden könnte.

Rohstoffe und Wertmetalle der Asteroiden lockten die Konzerne ins All hinaus, doch es waren die treibenden Brocken aus Eis, welche dieses Unterfangen erst ermöglichten.

Man benötigte Unmengen von Wasser zum Überleben, selbst wenn man viel davon durch Filterung zurückgewinnen konnte. Vor allem brauchte man es zum Betrieb der Dampfmaschinen, welche den Strom erzeugten, andere Maschinen antrieben und die überlebenswichtige Wärme produzierten. Durch Elektrolyse konnte man Wasser in Wasserstoff und Sauerstoff spalten, Wasser war Grundlage der hydroponischen Gärten, die ebenfalls für Atemluft sorgten. Schiffe überbrückten die Entfernungen zwischen den Planeten mit dem Hiromata-Antrieb, aber für kurze Strecken und zum Manövrieren benutzte man Dampf.

Für die Menschen auf der Erde galten Metalle und Mineralien als die Kostbarkeiten der Asteroiden, für die Menschen die im Raum arbeiteten und lebten, war es das Wasser.

So waren immer wieder Prospektorenteams unterwegs, um nach Rohstoffen oder Eis zu suchen. Sie flogen nicht in komfortablen Langstreckenschiffen, sondern unförmigen Konstruktionen, die mit Transportarmen ausgestattet wurden und zum Abschleppen kleinerer Objekte geeignet waren. Aus diesem Grund bezeichnete man diese Raumfahrzeuge als „Schlepper“. Ihr Bau und Unterhalt war teuer, und um die Kosten zu dämpfen, vermieteten die Firmen, denen sie gehörten, sie an private Prospektoren. So sparte man sich die Personalkosten und auch jene Summen, die bei Unfall oder Tod an Firmenangehörige gezahlt werden mussten. Der Weltraum mochte romantische Gefühle wecken, doch es war ein kalter und lebensfeindlicher Ort. Ein Ort, der satte Gewinne und wichtige Ressourcen versprach, und es fanden sich immer genug Menschen, die ihr Glück versuchen wollten.

Pierre und Iwan waren solche unabhängige Prospektoren, die auf eigene Rechnung und eigenes Risiko arbeiteten.

Sie mussten ihren Schlepper mieten und bestritten ihren Lebensunterhalt von dem, was sie auf ihren Touren fanden. Es war ein einsames und eintöniges Leben, denn oft waren sie Monate unterwegs, bis sie einen Asteroiden fanden, der die Ausbeute lohnte. Dann nahmen sie diesen in Schleppe oder markierten ihn, damit er von einem Verhüttungsfrachter angefliegen werden konnte. Der Finderlohn war ansehnlich und entschädigte für die lange und oft erfolglose Suche.

Ihr Schlepper gehörte der Interplanetary Corporation, einem Konsortium asiatischer und europäischer Firmen, und trug die offizielle Bezeichnung „IC-ST 3“. Diese Kennung war in Schablonenschrift und leuchtenroten Buchstaben auf die Flanken gesprüht worden. Pierre und Iwan nannten ihn hingegen *Mick Jagger* und hatten diesen Namenszug in strahlendem Blau auf den Bug gemalt.

„Der Kerl war hässlich wie die Nacht, aber er hat es voll gebracht“, erläuterte Pierre jedem, der nach dem Grund des Namens fragte, „und das gilt genauso für unseren Schlepper. Das Baby mag keine Schönheit sein, aber es lässt uns nie im Stich und hat uns immer wieder zu einem guten Fund geführt.“

Schönheit lag sicher im Auge des Betrachters, und ein Ästhet hätte sich wahrscheinlich panisch vom Anblick eines Raumschleppers abgewandt, aber sie waren auf Funktionalität, Überleben und ein Minimum an Komfort ausgelegt. Ein amerikanischer Trucker hatte einmal zutreffend behauptet, ein Schlepper ähnele einem Überlandlastwagen, der einem irren Bastler zum Opfer gefallen sei. Das

mochte übertrieben sein, wenn auch nicht sehr. Tatsächlich glich das Vorderteil der *Mick Jagger* der Zugmaschine eines Trucks mit langer Schnauze, an die man ein Kastenförmiges Nutzteil angebaut hatte. Vorne waren Steuerung, Lebenserhaltungssysteme und Aufenthaltsräume untergebracht, der Kasten beinhaltete die Maschinen und die extrem leistungsfähigen Dampftriebwerke. Die Konstruktion wies zahlreiche Antennen, Sensoren und hydraulische Greifer auf.

So groß ein Schlepper auch war, so bot er seinen zwei Besatzungsmitgliedern nur ein absolutes Mindestmaß an Komfort. Die Kanzel verfügte gerade über genug Raum für die Konsolen und die beiden Arbeitsplätze, direkt dahinter befand sich der Aufenthaltsbereich, der Küche, Wohnraum und Schlafkammer in sich vereinigte. Wobei man sich eine Koje teilte und abwechselnd schlief. Der Luxus bestand in einer winzigen Nasszelle, in der man sich mit einem feuchten Schwamm abreiben konnte, und einem Kombitrainer, der zur Erhaltung der körperlichen Fitness diente. Da ein Schiff ohne Hiromata-Kristall nur dann über Schwerkraft verfügte, wenn es manövrierte oder das Dampftriebwerk arbeitete, gab es lange Phasen der Schwerelosigkeit und die damit verbundenen Probleme.

Pierre und Iwan kannten die Risiken und waren nun schon seit drei Jahren ein Team. Sie wussten, wie schnell Nachlässigkeit zur tödlichen Gefahr werden konnte. Einer von ihnen saß immer hinter den Steuerkonsolen und überwachte die Instrumente. Es gab sehr kleine Objekte im Weltraum, die mit hoher Geschwindigkeit unterwegs sein konnten. Ein Zusammenprall ließ sich nicht immer verhindern und konnte rasch tödlich verlaufen, wenn man nicht augenblicklich auf einen Schaden reagierte. Bislang hatte die *Mick Jagger* Glück gehabt. Ihre zerschrammte Hülle verriet allerdings, wie oft kosmischer Staub und Mikrometeoriten ihr schon zugesetzt hatten

Sie waren auf dem Rückweg von einem Flug, der fast sieben Monate gedauert hatte, und sehnten das Ende der Reise herbei. Beide waren ein eingespieltes Team und in einer Freundschaft miteinander verbunden, wie sie nur entstand, wenn man aufeinander angewiesen war. Dennoch wurde die Stimmung allmählich gereizt, was kein Wunder war, wenn man über so lange Zeit auf engstem Raum miteinander verbrachte. Immerhin würden sie sich einen ausgiebigen Urlaub auf der Erde leisten können, denn sie hatten einen mehrere hundert Meter durchmessenden Brocken Eis im Schlepp.

„Vielleicht sollten wir uns zur Ruhe setzen“, murmelte Iwan, während er die Instrumente überprüfte. „Die Gesellschaft wird uns ein stattliches Sümmchen für unseren Fund zahlen. Selbst abzüglich aller Kosten bleibt da eine Menge übrig.“ Er sah seinen Freund an. „Nichts gegen deine Gesellschaft, Pierre, aber in nächster Zeit will ich ganz viele andere Gesichter um mich haben.“

„Und Frauen“, stimmte der grinsend zu. „Jede Menge davon.“

„Henlon Mining beschäftigt eine Menge Joyboys und Joygirls“, sinnierte der Russe. „Wir werden schon auf unsere Kosten kommen.“ Er betätigte zwei Schalter. Dann zog er das Handbuch mit den Navigationstabellen hervor. „Gib mir die Positionsdaten.“ Pierre rasselte die Zahlen herunter und sein Freund nickte zufrieden. „Noch fünf Tage bis zum Rendezvous. Höchste Zeit für das Bremsmanöver.“

„Ja, die wären nicht erfreut, wenn wir ungebremst hereinkommen“, scherzte Pierre. „Na schön, zieh

die Gurte straff, wir fahren ein wenig Achterbahn. Haben wir genug Dampf?“

„Jede Menge“, behauptete der Russe zuversichtlich. „Allerdings haben wir auch einen ganz schönen Brocken an der Leine.“

Die Beute in Schlepp zu nehmen war kein so großes Problem. Die Seilkanonen schossen die Fanghaken tief in das Objekt hinein, die sich dort verkrallten. Dann musste man den Schlepper exakt in die gewünschte Flugrichtung ausrichten und die Seile mit den Winden behutsam straffen. War alles gerichtet, starteten die Dampftriebwerke. Trotz ihrer überdimensionierten Größe mussten sie eine Herkulesaufgabe bewältigen, denn auch wenn ein kleiner Asteroid kein Gewicht zu haben schien, so verfügte er doch über Masse, die bewegt werden musste.

Weit problematischer war es, diese Masse wieder abzubremsen und genau dort abzuliefern, wo sie benötigt wurde. Im Augenblick folgte der Eisbrocken dem Schlepper willig an seinen Leinen. Nun war der Zeitpunkt gekommen, an dem ein anderes Raumschiff einfach den Umkehrschub genutzt oder sein Heck gegen die bisherige Flugrichtung gewandt hätte, um seine Geschwindigkeit entsprechend zu reduzieren. Für einen Schlepper war der Vorgang weitaus komplizierter, da er nicht einfach bremsen konnte. Die gezogene Fracht hätte ihn zertrümmert. Somit mussten Pierre und Iwan ein langwieriges Manöver einleiten, bei dem der Eisbrocken weiter in die alte Richtung flog, ihr Schlepper aber hinter ihn gelangte und ihn entsprechend verlangsamen konnte.

„Druck auf Maximum, Ventile in Bereitschaft“, meldete Iwan. Er vergewisserte sich, dass seine Sicherheitsgurte straff saßen. „Klar zur Lagekorrektur auf deinen Befehl.“

„Backborddüsen öffnen“, ordnete Pierre an. „Schön langsam herumkommen lassen.“

„Keine Sorge, mache ich nicht zum ersten Mal. Achte du nur auf die richtige Spannung.“

Vereinfacht konnte man sich ein langes Seil vorstellen, an dem vorne ein kleines Objekt zog und an dem hinten ein mächtiger Klotz befestigt war. Pierre übernahm die Steuerung des Haupttriebwerkes und der Manöverdüsen, die sich an verschiedenen Stellen des Schleppers befanden. Iwan hatte auf den richtigen Ausstrom des Dampfes zu achten. Die Zugleinen mussten weiterhin unter der richtigen Spannung stehen, während die *Mick Jagger* langsam die Richtung wechselte. Bei diesem Manöver würde sie praktisch um den Asteroiden herum fliegen, um auf dessen Rückseite zu gelangen. Dabei änderte auch der Eisbrocken allmählich seine Lage und die beiden Prospektoren mussten den berüchtigten „Schleudereffekt“ vermeiden, bei dem der Schlepper die Gewalt über den Asteroiden verlieren konnte und zu dessen Spielball wurde.

„Komm, Baby, streng dich an“, flüsterte Pierre angespannt.

Allmählich schwang der Schlepper aus dem alten Kurs und begann die Fracht zu umrunden.

„Gut so“, meinte der Franzose. „Langsam aufkommen lassen.“

„Irgendwann haben wir einen Brocken an der Angel, der den Spieß umdreht“, knurrte Iwan. „Druck konstant. Brennelement Drei heizt nicht richtig auf, ich kann es aber mit der Vier ausgleichen.“

„Wenn jetzt eine der Düsen spuckt oder ausfällt, sind wir im Arsch“, knurrte Pierre.

„Weiß ich“, antwortete sein Freund wortkarg.

Die Sterne verschoben sich vor den dicken Panzerplastscheiben. Pierre blickte immer wieder in die

Markierungen des Rückspiegels und achtete akribisch darauf, dass die Fracht im Fadenkreuz blieb.

„Backborddüsen aus“, befahl er. „Gegenschub auf Steuerborddüsen.“

Ventile wurden geschlossen, andere geöffnet. Der Dampfstrom aus den Backborddüsen versiegte. Sofort bildete sich Eis an den Trichtern der Ausströmkammern, während das an den Steuerborddüsen nun durch die Hitze weggeschmolzen wurde.

Pierre hielt den Joystick der Hauptsteuerung mit spitzen Fingern. Jede Bewegung wurde durch elektrische Energie auf die Schaltung der Düsen übertragen, deren Querschnitt sich so beeinflussen ließ. Iwan musste gleichzeitig auf den gleichmäßigen Druck achten. „Etwas mehr Dampf auf Düse Drei“, befahl er. „Recht so. Wir sind fast genau am richtigen Punkt. Bremschub ... Jetzt!“

Ein letztes Ausströmen und die *Mick Jagger* hatte die richtige Position erreicht. Der Asteroid war mit ihr herum geschwungen und war nicht ins Trudeln gekommen, aber der Kurs musste ein wenig nachkorrigiert werden.

„Klar für Zündung des Haupttriebwerkes!“

Dampf zischte von den Kesseln durch die Leitungen, Diffusoren verwandelten ihn in hauchfeinen Nebel, teilten den Wasserstoff ab und die elektrischen Brenner entzündeten diesen. Gleißende blauweiße Flammkegel traten an den fünf Hauptdüsen aus und begannen die *Mick Jagger* und ihre Fracht zu verlangsamen.

„Das ging leichter, als ich befürchtet habe“, gestand Pierre. „Jetzt fünf Tage Bremsmanöver, und wir haben es geschafft.“

Diese fünf Tage wurden zu einer Qual, denn je näher sie ihrem Ziel kamen, desto langsamer wurde ihr Flug. Wenn sie alles richtig berechnet hatten, würden sie mit „relativ Null“ ankommen. Was bedeutete, dass ihre Fahrt exakt der Geschwindigkeit des Ziels entsprach, welches sich ja ebenfalls durch den Raum bewegte.

Doch schließlich hatten sie das Ende ihrer Reise erreicht.

„Geschwindigkeit relativ Null und genau am Ziel“, stellte Pierre mit sichtlichem Stolz in seiner Stimme fest. „Du brauchst mich nicht zu loben, ich weiß, dass es eine Meisterleistung war.“

Iwan lächelte. „Das will ich gerne zugeben, mein Freund. Auch wenn es hier oben ein wenig leichter ist, als unten auf der Erde. Hier funktionieren Funk, Radar und elektronische Geräte, die in unserer Heimat höchstens nostalgische Gefühle aufkommen lassen.“

Pierre zuckte die Schultern. „Die werden auch hier im Weltraum oft genug durch kosmische Stürme und Sonnenwinde gestört. Aber ich gebe zu, diesen Elektronensalat wie auf der Erde, den haben wir hier nicht. Trotzdem wirst du ja wohl zugeben, dass ich es auf den Punkt getroffen habe.“

„Hast du, mein Freund, hast du“, versicherte Iwan und beugte sich zur Seite, um dem Freund anerkennend auf die Schulter zu klopfen.

Hinter dem Eisasteroiden und im Rücken der *Mick Jagger* schwebte „Hauke 27“ im All. So war das Objekt einst von seinem Entdecker getauft worden. Der Asteroid war mit knapp sechshundert Kilometern Durchmesser sehr groß, und hatte die ungefähre Form einer Kartoffel. Seine Dichte war ungewöhnlich hoch und er bestand fast ausschließlich aus Erz, so dass er tatsächlich den Hauch eines

eigenen Schwerfeldes aufwies. Es betrug kaum ein Zwanzigstel der irdischen Schwerkraft, doch für die Menschen, die auf und in dem Objekt lebten, war es eine ungeheuere Erleichterung, dass es überhaupt ein Empfinden von oben und unten gab.

„Ich bin es leid, die Nahrung ständig aus der Tube zu saugen“, spielte Iwan darauf an, das sie die meiste Zeit ihrer Reise in Schwerelosigkeit verbracht hatten. „Du glaubst nicht, wie sehr ich mich danach sehne, endlich wieder einmal eine Suppe löffeln zu können.“

„Nun, hier wird dein Wunsch sicherlich erfüllt. Ich habe keine Ahnung, wie Henlon Industries es geschafft hat, aber die haben hier einen Schweregenerator, der mit einem winzigen Stück Hiromata betreiben wird. So etwas findet man nirgends sonst.“

„He, ich bin nicht zum ersten Mal hier“, knurrte der Russe.

Sie vergewisserten sich, dass ihre Beute stationär zum Ziel schwebte und lösten die Verankerungen. Die *Mick Jagger* umrundete den Eisbrocken und flog langsam auf Hauke 27 zu. Das Objekt war gut zu sehen und hob sich als schwarzer Schatten vor dem Hintergrund der Sterne ab. Zudem stand die Sonne schräg hinter dem Ziel.

Hauke 27 war die einzige Fundstelle von Thermionit im Sonnensystem. Die fieberhafte Suche nach weiteren Vorkommen war bislang erfolglos geblieben. Somit besaß Henlon Industries, und damit die britische Krone, das Monopol auf das wertvolle Mineral. Für die Nationen von Pierre und Iwan war dies ein Nachteil, für sie selbst hingegen ein gewaltiger Vorteil. Henlon Industries war das sicherlich reichste und mächtigste Industrieunternehmen der Welt und es zahlte ausgezeichnet, wenn es darum ging, Hauke 27, seine „goldene Gans“, funktionsfähig und am Leben zu erhalten. Der riesige Wasservorrat, den die beiden Prospektoren nun in Form von Eis herangeschleppt hatten, würde das für lange Zeit gewährleisten und ihnen eine stattliche Summe einbringen.

An der Oberfläche von Hauke 27 blinkten Positionslampen und die Lichter der Andockstationen wiesen den Freunden den Weg. Langsam kamen sie der Anlegestelle näher. Während Pierre sich darauf konzentrierte, die Ventile der Dampftriebwerke und Korrekturdüsen zu regulieren, sprach Iwan mit der Kontrollmannschaft des Asteroiden.

Die Dockstationen ragten kreisförmig aus einem großen Kuppelbau hervor und ähnelten den Fangarmen eines Polypen. Jeder dieser Fangarme bestand aus starren Metallstreben, zwischen denen ein Weg aus Gitterrosten entlang führte. Die Konstruktion ähnelte Brandfluchtleitern, wie man sie gelegentlich außen an Gebäuden sah, war allerdings deutlich größer, da hier große Frachtkisten transportiert wurden. Arbeiter und Schiffsmannschaften mussten die Unbequemlichkeit von Raumanzügen auf sich nehmen, da es zu aufwändig gewesen wäre, die Verbindungen von Schiff zur Station mit einer luftdichten Hülle zu umgeben. Es gab immer wieder Kleinstmeteoriten, welche diese durchschlugen und so eine tödliche Gefahr heraufbeschworen hätten. Die äußere Kuppel der Station war hingegen durch eine mehrschichtige Panzerung geschützt.

Fünf große Frachter waren an den Verankerungen ihrer Pylone festgemacht. Sie trugen die Farben verschiedener Gesellschaften. Zwar wurde das Thermionit nur von Schiffen der Henlon Industries befördert, aber auf Hauke 27 wurde auch hochwertiges Erz geschürft, welches mit den anderen

Nationen gehandelt wurde. Alle Schiffe hatten die typische langgestreckte Form von Frachtern, doch an einem anderen Andockarm ankerte ein sehr ungewöhnliches Schiff, welches die Form einer Kugel hatte.

„Dein Franzosenkaiser ist zu Besuch“, kommentierte Iwan den Anblick des Schiffes.

„Nicht der Kaiser“, korrigierte Pierre. „Die *Soleil Royale* fährt zwar unter der Flagge des Kaiserreiches, gehört aber der wissenschaftlichen Gesellschaft von Paris. Allgemeine Raumforschung, Vermessungsarbeiten ... Du weißt selbst, wie viel Forschungsarbeit zu leisten ist.“

„Und sie suchen sicher auch nach Thermionit, nicht wahr?“

„Alle suchen danach.“

Iwan seufzte. „Eine verdammte Schande, dass die Engländer ihre Hand darauf haben. Ist ein hervorragendes Zeugs, um Dampfmaschinen anzutreiben. Schön, ihr Franzosen habt eine Menge Sonne und könnt die Kessel mit Solarkraft heizen, und wir selbst haben in der Tundra noch jede Menge Bäume für denselben Zweck. Aber das verfluchte Öl hat uns ja gezeigt, dass alles irgendwann erschöpft ist. Jetzt kratzt man Ölschlamm aus, damit man wenigstens die Maschinen noch schmieren kann, weil die Tierfette nicht so gut geeignet sind.“ Er sah Pierre abschätzend an. „Und das Wetter in Europa ist auch nicht mehr, was es mal war. Die alten Windparks werden von den tropischen Stürmen fort geblasen und die Sonne scheint auch nicht mehr jeden Tag. Der Pariser Monsun ist ja berüchtigt und in Moskau ist es auch nicht viel anders.“

„Es heißt, ein Frachter von Henlon sei verschwunden“, überlegte Pierre. „Mitsamt der Fracht an Thermionit.“ Inzwischen waren es zwei Frachter, doch die Freunde waren lange „draußen“ gewesen und kannten die jüngsten Nachrichten noch nicht. „Ist für die Engländer sicher ein böser Schlag.“

„Vielleicht hat ja jemand dran gedreht und sich den guten Stoff unter den Nagel gerissen.“

Pierre sah den Freund abschätzend an. „Unsinn. Wir sind hier nicht vor Somalia oder in der alten Karibik, wo Piraten ein Schiff entern.“ Er grinste. „Obwohl ... Lohnen würde sich das bei der Fracht sicherlich. Dennoch ... Dazu braucht man ein echtes Piratenschiff und so etwas gibt es nicht im Weltraum.“

Iwan leckte sich über die Lippen. „Also, wenn ich mir vorstelle, so ein Thermionit-Frachter hätte irgendeinen blöden Unfall und würde aufgegeben im All treiben ... Ist das dann eigentlich wie auf hoher See? Ich meine, mit dem Bergungsrecht und so? Wer ein aufgegebenes Schiff entert, erhält doch das Bergungsrecht und kann über Schiff und Ladung verfügen. Mann, Pierre, stell dir bloß vor, was so eine Ladung Thermionit wert ist ...“

„Träum weiter“, lachte der Franzose auf. „Nein, besser nicht. Wir docken gerade ein. Sobald die Klammern der Verankerung sitzen, können wir in unsere Anzüge steigen und endlich raus. Oh, Mann, ein echtes Bad, eine echte Frau und jede Menge Goldstücke, welche die Gesellschaft für unseren Eisbrocken zahlt ...“

„Und richtiges Essen und keinen Tubenfraß“, fügte Iwan mit schwärmerischem Lächeln hinzu.

Die Andockklammern schnappten um die Halterungen der *Mick Jagger* ein und das metallische Geräusch hallte durch das kleine Schiff. Die Männer legten die Raumanzüge an und überprüften

gegenseitig, dass alles richtig saß und funktionierte. Auch wenn es nur eine kurze Strecke zur Station war, mussten sie die schweren Tornister mit den Dampfanlagen anlegen. Der Dampf heizte die Anzüge, spaltete Sauerstoff zum Atmen ab und diente auch als Antrieb, falls dieser benötigt wurde.

Der Schlepper verfügte über keine Luftschleuse und sie pumpten die kostbare Atemluft in die Innentanks, bevor sie das Außenschott öffneten. Draußen auf dem Pylon koppelte Pierre das kleine Raumschiff an die externe Versorgung der Station und gab Iwan das Zeichen, dass dieser die Dampfanlage des Schleppers herunterfahren konnte.

Die Station verfügte zwar über die Hiromata-Schwerkraftanlage, doch deren Wirkung war hier draußen kaum spürbar. Vorsichtig schlurften sie mit den Magnetsohlen den Steg entlang, wobei sie darauf achteten, sich wenigstens mit einer Hand zusätzlichen Halt an einer der Streben zu verschaffen. Eine falsche oder zu starke Bewegung konnte sie in den Raum hinaus treiben lassen. Zwar würde sie der Dampftrieb des Raumanzugs wieder zuverlässig zurück tragen, doch keiner der beiden wollte sich eine solche Blöße geben. Für die Stationsbesatzung und die Minenarbeiter wäre es ein willkommener Anlass für Spott gewesen.

Nachdem sie die Schleuse von Hauke 27 passiert hatten, standen sie im äußeren Bereich der Station, der Kuppel. Hier waren Lager, Werkstätten und die Verwaltung untergebracht sowie das bescheidene Vergnügungszentrum für die angestellten von Henlon Industries und die Raumschiffbesatzungen. Die Unterkünfte und Lebenserhaltungssysteme waren hingegen tief unter die Oberfläche verlegt worden. Dort befand sich auch die Hiromata-Anlage.

Die beiden Freunde meldeten sich in der Verwaltung, fertigten den Auftrag für die Wartungsmannschaft aus, die sich nun um die Mick Jagger kümmern würde, und verhandelten kurz mit dem Leiter der Mine. Man einigte sich auf eine Summe, die beide Parteien zufrieden stellte, dann drängte es die Männer danach, lang entbehrte Sinnlichkeiten zu genießen.

„Ein erfrischendes Bad, ein hervorragendes Essen und ein schönes Joygirl“, sagte Iwan. „Und exakt in dieser Reihenfolge.“

Pierre nickte. „In genau dieser Reihenfolge. Aber ich werde nach dem Bad erst einen Abstecher auf die *Soleil Royale* machen.“

„Was willst du denn dort?“ Iwan kratzte sich ungeniert.

Pierre lächelte gewinnend. „Ein französisches Schiff hat auch französische Frauen an Bord, mon ami. Möglicherweise kann ich eine der reizenden Damen zum Essen ausführen.“

„Hm, du könntest wohl mehr im Sinn haben, als die Dame nur zum Essen zu geleiten.“

„Du könntest recht haben“, lachte der Franzose. „Du kannst aber schon ruhig mit deiner Suppe anfangen. Es könnte eine Weile dauern, bis mein Charme wirkt.“

„Erst baden“, spottete Iwan gutmütig, „sonst geht dein französischer Charme im Duft der vergangenen Monate unter.“

Pierre lachte erneut und schlug seinem Freund gutmütig auf die Schultern.

Es gab ein paar Dinge, die er auf der *Soleil Royale* zu erledigen hatte und ein paar davon würden Iwan besser verborgen bleiben.

10

Eugenius McDenglot, nun wieder Captain eines Schiffes, wenn auch noch inoffiziell, stand über seinen Schreibtisch gebeugt und betrachtete gemeinsam mit Lydia Smythe und Chief Finnegan Walker diverse Zeichnungen und Tabellen. Eine große Risszeichnung der *Star-Steamer* nahm den größten Teil der Schreibfläche ein. Der Plan war zusammengerollt gewesen und ein paar Gläser, Tassen und ein Briefbeschwerer verhinderten, dass dies erneut geschah. Inzwischen wurde das Papier von einigen Teeflecken verunziert. Die drei studierten den Plan und die Unterlagen schon seit Stunden, und keiner von ihnen hatte in dieser Zeit auch nur einen Tropfen Alkohol angerührt.

„Das Ding ist riesig“, seufzte der Schotte. „Wie ist man nur auf die Idee gekommen, solch ein Monstrum zu bauen?“

Finnegan Walker zuckte mit den Schultern. „Okay, Cap, das Ding ist groß, aber Sie müssen auch bedenken, welchen Zweck es erfüllt. Die *Star-Steamer* ist ja nicht nur ein Frachter, sondern zugleich auch eine Verhüttungsanlage. Sie fliegt in den Asteroidengürtel, schnappt sich einen lohnenden Brocken und nimmt ihn ganz oder in Stücken an Bord. Dort wird das Ding zerkleinert und der Abraum vom Erz getrennt. Dann kommt das Zeug in den Verhüttungssofen und im Endresultat erhält man Stangen aus wertvollem Rohstahl. Was man nicht braucht, kippt man wieder über Bord und die wertvolle Fracht bringt man zur Erde.“

„Danke für den Vortrag, Chief“, brummte McDenglot. „Soweit war mir das auch schon klar.“

„Für Zerkleinerungsanlage, Verhüttung und Fracht benötigt man nun einmal viel Raum.“ Lydia Smythe ließ den Finger über den Plan gleiten und folgte dabei einer Ebene des Frachters, nach der anderen. „Die Maschinen und der Antrieb brauchen bei diesem Koloss ebenfalls viel Platz.“ Sie lächelte. „Was die Räume für die Mannschaft angeht, folgt Henlon Industries wohl eher dem Standart der Navy. Ziemlich beengt und wenig Komfort, Eugenius.“

Der Schotte musste sich erst daran gewöhnen, dass die hübsche Frau ihn nunmehr duzte. Nach der gemeinsamen Liebesnacht absolut verständlich, doch er ahnte, dass dies Probleme mit sich bringen konnte, wenn sie an Bord der *Star-Steamer* waren. Dort mussten sie sehr genau zwischen ihrer Funktion als Erster Offizier und der Tatsache unterscheiden, dass sie zugleich seine Geliebte war. Für Eugenius McDenglot ein zusätzliches Problem auf einer beachtlich langen Liste, welcher er vorerst aber nach hinten schob.

„Das Monstrum ist dreihundertachtzig Meter lang, hat eine maximale Breite von achtundsechzig und eine maximale Seitenhöhe von vierunddreißig Metern.“ Der Chief überlegte kurz. „Das ergibt ein Raumvolumen von rund fünfhundertvierzehntausend Kubikmetern.“ Er tippte auf die großen Frachtkammern des Schiffes. „Jede Menge Platz, um ein paar ordentliche Dampfkanonen aufzustellen und wir können die Kessel der Verhüttungsanlage nutzen. Die bringen weit mehr Leistung, als die eines schweren Kreuzers.“

Lydia Smythe hob ihre Tasse, um einen Schluck Tee zu trinken. Eine Ecke des Planes rollte sich

prompt auf und der Chief hielt sie hastig mit einem Finger fest. Sie lächelte ihn dankbar an, trank und stellte die Tasse zurück. „Die Dampfanlage des Haupttriebwerks liegt ungefähr Mittschiffs. Eine gute Lösung, da die *Star-Steamer* über nahezu gleichstarke Triebwerke am Bug und Heck verfügt. So muss man sie für ein Bremsmanöver nicht gegen die Fahrtrichtung drehen.“

„Zwei getrennte Dampfanlagen wären besser“, wandte der Chief ein.

McDenglot nickte. „Ich bin derselben Meinung. Die *Star-Steamer* ist ein Frachter und kein Kriegsschiff. Daher hat sie auch kaum gepanzert. Ein Treffer Mittschiffs in die Dampfanlage des Antriebs und beide Triebwerke fallen aus.“

Der Chief überlegte. „Wenn wir die Verhüttungsanlage etwas umbauen, könnten wir sie ebenfalls für den Antrieb nutzen. Dann besäßen wir zwei Dampfanlagen.“

„Gute Idee, so werden wir es machen.“

„Leute, ich will euch ja die gute Laune nicht verderben“, ließ sich Jane Wilder vernehmen, die gemütlich in einem der Sessel lag, „aber bevor ihr großzügig an den Bauplänen herumfeilt, sollten wir uns Gedanken um die Mannschaft machen. Es werden siebenunddreißig Leute benötigt, die diesen Pott bedienen.“

„Dreiunddreißig“, korrigierte Lydia Smythe. „Wir Vier zählen ja auch zur Crew, oder? Außerdem könnten Sie sich durchaus an unserer Debatte beteiligen, statt dort im Sessel herumzulümmeln.“

„Ich bin kein Konstrukteur oder Mechaniker“, erwiderte die Pilotin. „Ich bin euer Chauffeur und Chefnavigator, wenn es beliebt.“

Eugenius McDenglot bemerkte durchaus, dass da ein paar Funken zwischen den Frauen sprühten. Er räusperte sich. „Offen gesagt, ich frage mich ohnehin, wie das mit der Navigation funktionieren soll. Ich meine, dieses ganze Planetenzeugs und so, das bewegt sich ja schließlich.“

„Kein Problem“, behauptete die Pilotin. „Ist wie ein Rendezvous auf See. Man berechnet Geschwindigkeit und Kurs des Ziels und gleicht mit dem eigenen ab. Da oben im Weltraum haben wir Radar, Sternkarten und parallaxe Kameras.“

„Para ... Was?“

Jane Wilder hob eine Augenbraue. „Wie beim optischen Zielgerät auf den großen Schlachtschiffen. Zwei genau ausgerichtete astronomische Kamerafernrohre. Zur Navigation werden sie natürlich in Fahrtrichtung ausgerichtet, versteht sich. Decken sich die Bilder, und das Ziel wird scharf, hat man die Entfernung zum Objekt. Alles nur eine Frage der Justierung und genauer Berechnungen.“ Sie deutete auf die Bücherregale in McDenglots Wohnraum. „Ich habe mir erlaubt, in einigen Ihrer Bücher nachzuschlagen, Captain. Keine Sorge. Geben Sie mir ein Schiff und ich bringe Sie schon ans gewünschte Ziel.“

Es klopfte an der Tür und das Haushälterehepaar kam mit Tablett herein. Während die Frau das benutzte Geschirr einsammelte und dann neues verteilte, stellte ihr Mann Teller mit Obst und Sandwiches ab. „Ich weiß ja nicht, was Sie da wieder aushecken, Chief, aber Sie müssen sich zwischendrin auch Mal stärken.“

„Ich hecke nichts aus“, knurrte Finnegan Walker empört.

Der Mann sah ihn überrascht an und lächelte dann. „Ich meine den Chief unseres Clans, Sir.“ Er wandte sich McDenglot zu. „Sie sind hier schon seit Stunden zugange.“

Der Captain nickte. „Sie haben recht, Kyle.“ Er warf einen Blick auf die altmodische Standuhr. „Schön, wir werden gleich eine Pause machen. Ich glaube, im Augenblick kommen wir ohnehin nicht weiter.“

Jane „Calamity“ Wilder wartete, bis das Ehepaar wieder gegangen war und räusperte sich dann. „Wenn ich es nochmals in Erinnerung bringen darf, Captain ... Wir sollten uns wirklich erst einmal um eine Besatzung für die Star-Steamer bemühen. Es wäre falsch, den Gaul von der falschen Seite her aufzuzäumen, Sie verstehen?“

„Offen gesagt, nein“, gestand er.

„Keiner von uns hat eine Ahnung, wie es auf einem Raumschiff tatsächlich zugeht.“ Die Pilotin erhob sich und trat zu den anderen, klopfte mit einer verächtlich wirkenden Geste auf die Pläne. „Ist ja gut und schön, wenn wir uns hier den Kopf darüber zerbrechen, was man vielleicht tun sollte, aber wäre es nicht sinnvoller, damit zu warten, bis wir ein paar Raumfahrer haben, die echte Ahnung haben und die wir dazu befragen können?“

„Da ist was dran“, gab Lydia Smythe eher widerwillig zu.

Eugenius McDenglot lächelte unglücklich. „Womit wir bei dem Problem wären, wie wir an geeignete Leute herankommen.“

„Geeignete und verschwiegene Leute“, erinnerte Lydia.

„Richtig.“ McDenglot stieß ein ärgerliches Knurren aus. „Wir können keine Anzeige in der Times aufgeben und auch keine Anwerbungsplakate in den Straßen aufhängen. Hat jemand einen brauchbaren Vorschlag? Wir brauchen Soldaten und wir brauchen Raumtramps. Wie, verdammt noch mal, kommen wir an die heran?“

Finnegan Walker schielte zu einer Flasche Gin hinüber. McDenglot bemerkte den Blick und schüttelte den Kopf. „Keinen Tropfen, Chief“, mahnte er.

„Ist nicht für mich“, brummte der hagere Engländer. „Aber eine gute Flasche Gin könnte hilfreich sein, mit jemandem Kontakt aufzunehmen, der für uns das Problem mit den Soldaten lösen kann.“

„Und wer sollte das sein?“

„Bei allem Respekt, Cap, das möchte ich lieber noch für mich behalten. Aber wenn Sie mir ein Transportmittel und eine erstklassige Flasche Gin besorgen sowie drei Tage Zeit, dann kann ich uns vielleicht ein paar gute Jungs besorgen. Solche, die ordentlich zulangen und keine blöden Fragen stellen.“

„Hören Sie, Walker“, ließ sich Lydia Smythe vernehmen, „wir wollen keine Schlägerbande.“

„Marines, Madam. Ich spreche von Royal Marines.“

„Chief, wir können keine Soldaten rekrutieren“, erinnerte McDenglot. „Das hat Sir John ausdrücklich gesagt.“

„Ja, keine regulären Soldaten.“ Finnegan Walker grinste breit. „Captain, geben Sie mir die Flasche Gin, ein vernünftiges Transportmittel, wobei ich ein Pferd ausdrücklich ausschließe, Sir, und drei

Tage für eine Reise nach Plymouth. Ich möchte wetten, ich kann Ihnen mehr Marines besorgen, als wir überhaupt gebrauchen können, und das Schönste ist, es wird dem Lord-Admiral nicht einmal auffallen, geschweige denn dem Franzosenkaiser.“

„Ich könnte ihn fliegen“, bot sich Jane Wilder an. „Meine *Betsy* schwebt draußen noch an ihren Halteleinen.“

Lydia Smythe leerte ihre Tasse. „Ich fliege mit.“ Sie sah die fragenden Blicke der anderen. „Ich habe so eine Ahnung, was Walker beabsichtigt, Sir, und ich denke, ich kann etwas Ähnliches versuchen, um unsere Raumfahrer aufzutreiben.“

„Auch in Plymouth?“, knurrte McDenglot.

„Bristol, Eugenius. Liegt praktisch auf dem Weg.“

„Na schön.“ Eugenius McDenglot gab sich einen Ruck. „Dann sehen wir uns in drei Tagen hier in McDenglot House wieder. Und denkt daran ... Egal was ihr unternimmt, verplappert euch nicht.“

11

Von außen schien das Gebäude eines der typischen Wohnhäuser aus den alten Tagen Victorias I. zu sein. Nur das kleine Messingschild neben dem Eingang, stets sorgfältig auf Hochglanz poliert, verriet seine besondere und ausgesprochen exklusive Bedeutung. Hier befand sich das „Bowler“, einer der berühmten englischen Herrenklubs Londons, der nur für Mitglieder und deren geladene Gäste zugänglich war. Einst die ausschließliche Domäne von Gentlemen, die hier in Ruhe ihren Tee trinken, eine gute Zigarre rauchen, Zeitung lesen und sich in gepflegter Konversation ergehen wollten, wäre auch diese letzte Bastion britannischer Männlichkeit fast der Emanzipation zum Opfer gefallen. Inzwischen war auch dieser ehrwürdige Club gezwungen, weibliche Mitglieder zuzulassen, doch man hatte eine Lösung gefunden, die den Gentlemen dennoch ein Rückzugsgebiet ermöglichte. Das Erdgeschoss war den Damen vorbehalten, im ersten Stock war gemischte Gesellschaft erwünscht und im Obergeschoss ließ man ausschließlich die Gentlemen zu.

Der Nordnebel, der seit Tagen über dem britannischen Königreich und den skandinavischen Ländern lag, begann sich zögernd zu lichten. Die Menschen sehnten sein Ende herbei, denn nach wenigen Tagen in der „Suppe“ begann man das Gefühl für Tag oder Nacht zu verlieren. Jetzt blieben immer wieder Menschen stehen, und deuteten lächelnd auf winzige Löcher im grauweißen Dunst, durch den blauer Himmel zu erkennen war. An einigen Stellen fiel das Sonnenlicht bereits ungehindert auf den Boden und gelegentlich blieben die Londoner stehen und sahen andächtig auf das Lichterspiel auf dem Asphalt.

Werner von Holdenstein hatte sich an diesem Tag entschlossen, wieder einmal das „Bowler“ aufzusuchen. Zwar war er kein englischer Gentleman, und ein preußischer Gentleman wurde dort mit einer gewissen Zurückhaltung betrachtet, doch er hatte hochrangige Fürsprecher, an deren Reputation es keinerlei Zweifel geben konnte. Seine Arbeit zur Verbesserung englischer Dampfmaschinen hatte ihm das ausdrückliche Wohlwollen des Prinzen von Wales und des Sky-Commanders Lord Beltham

eingbracht und niemand im „Bowler“ hätte es gewagt, an von Holdensteins Berechtigung zu zweifeln, zum erlauchten Kreis der Klubmitglieder zu gehören.

Obwohl er den Weg schon einige Male gegangen war, musste er gelegentlich stehen bleiben und sich orientieren. Noch war der Nebel zu dicht, um weiter als zwanzig Meter zu sehen, doch immerhin waren nun auch die Straßenschilder und Markierungen an den Hauswänden zu erkennen. Früher hatte es Leute gegeben, welche Hauswände mit Graffiti versahen und damit ihrem Kunstverständnis oder Ego Geltung verschafften. Seit dem Nebel waren Hauswände und die daran angebrachten Zeichen jedoch wichtige Markierungen, um seinen Weg zu finden. Nachdem die ersten Künstler für einige Jahre im Steinbruch von Philmore für die Gemeinschaft tätig gewesen waren, hatte die Anzahl unerwünschter Verzierungen drastisch abgenommen.

Von Holdenstein erreichte endlich den schlichten Eingang des Klubhauses. Er stieg die drei Stufen empor, klopfte mit dem Knauf seines Gehstocks dezent an das massive Holz der Tür und brauchte nur Augenblicke zu warten, bis der Butler öffnete.

„Willkommen, Herr von Holdenstein“, wurde er begrüßt und der Bedienstete machte eine knappe Verbeugung und nahm Hut, Mantel und Stock entgegen. „Earl Grey mit drei Stücken braunen Kandis?“

„Wie üblich, Williams“, bestätigte der Preuße. „Ich bin im Lesezimmer zu finden.“

Williams war ein typischer englischer Butler. Stets dezent im Hintergrund, aufmerksam und verschwiegen. Er kannte jedes Klubmitglied beim Namen und auch dessen Vorlieben. Von Holdenstein war ein eher seltener Gast, dennoch hatte sich Williams dessen Eigenheiten eingepägt.

Der Konstrukteur ging an den Türen vorbei, die in die unteren Räume führten und hörte gelegentlich den leisen Klang einer weiblichen Stimme. Obwohl das „Bowler“ nun für die Damen zugänglich war, nutzten sie diese Möglichkeit nur selten. Die weiblichen Angehörigen der Londoner Gesellschaft waren den Traditionen ebenso verbunden, wie ihre männlichen Pendants. Er erreichte die breite Treppe, die sich in der Mitte nach rechts und links gabelte. Ein wertvoller Läufer war mit Messingstangen an den Stufen fixiert, die gesamte Treppenkonstruktion bestand aus wertvollem Rotholz, poliert und geölt. An den Wänden des Treppenhauses hingen Gemälde bedeutender Klubmitglieder. Adlige, Militärs, Schriftsteller und Forscher blickten auf von Holdenstein herunter, der gemächlich bis ins Obergeschoss hinauf ging.

Hier oben war der typische Geruch von Tabakrauch zu vernehmen. Der Preuße schätzte die Sucht des Rauchens eigentlich überhaupt nicht, doch innerhalb der Räume des „Bowler“ schien es ihm merkwürdig passend. Pfeife und Zigarre machten für manchen Gentleman den Lesegenuss erst vollkommen, und im Lesezimmer fand er eine Handvoll Angehörige der englischen Oberschicht vor, die in die Lektüre einer Zeitschrift oder ein angeregtes Gespräch vertieft waren. Man grüßte sich durch ein freundliches Nicken und von Holdenstein ging zu einer der Sitzgruppen, nahm Platz und zog die neue Ausgabe der Times zu sich heran. Noch während er es sich in dem lederbezogenen Polster bequem machte und die Zeitung entfaltete, tauchte auch schon Williams auf und servierte den Tee. Er ließ den kleinen Beiwagen am Tisch stehen, in dem die winzige Dampfanlage brodelte und

das Getränk auf der richtigen Temperatur hielt.

„Haben Sie noch einen Wunsch, Herr von Holdenstein?“

„Danke, nein, Williams.“

Werner von Holdenstein überflog die Schlagzeilen und runzelte leicht die Stirn, als ihm eine davon ins Auge sprang. Sie war ein wenig reißerisch, was für die ehrwürdige Times eher ungewöhnlich schien, und der darunter stehende Artikel zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Allein der Begriff Thermionit und dass es um einen verschwundenen Frachter ging, zog ihn endgültig in den Bann des Textes.

„Wie wir von einer gewöhnlich gut unterrichteten Quelle erfuhren, gilt die *Pride of Dublin* als im Weltraum verschollen. Nach der *Queen of Lancaster* verliert Henlon Industries somit bereits den zweiten Thermionit-Frachter aus bislang ungeklärter Ursache. Wie Sir Jonathan Henlon, Präsident der Henlon Industries, versichert, ist allerdings jedes Gerücht bezüglich einer Krise in der Versorgung mit Thermionit vollkommen unbegründet. Der Aktienkurs von HI gab allerdings an der Londoner Börse deutlich nach.“

Nach dem einleitenden Text folgte ein ausführlicher Artikel, der Thermionit thematisierte, obwohl es wohl kaum einen Menschen gab, der noch nichts von diesem Mineral gehört hatte. Werner von Holdenstein ließ die Zeitung sinken und starrte nachdenklich in die Flammen des offenen Kamins.

Möglicherweise kannte er die Bedeutung noch ein wenig besser, als andere Menschen, denn er hatte ja verschiedene Veränderungen an den englischen Dampfmaschinen maßgeblich beeinflusst und vor allem die Serienfertigung bedeutend verbessert. Thermionit entwickelte weit höhere Temperaturen als Holz oder Kohle und war, da Wetterunabhängig, auch weitaus effektiver, als das Aufheizen mit einer Solaranlage. Die Formulierungen innerhalb des Artikels gaben ihm zu denken.

Manchmal ließ ein einzelnes Wort oder sein Fehlen Rückschlüsse zu. Im Artikel war von einer „gewöhnlich gut unterrichteten Quelle“ die Rede gewesen. Hätte man eine „gut unterrichtete Quelle“ zitiert, wäre das ein Hinweis gewesen, dass es sich um die Information aus einer offiziellen Stelle handelte. Sky-Command, Lord-Admiralität oder gar den Buckingham Palace. Das zusätzliche Wort „gewöhnlich“ wies jedoch auf ganz andere Informanten hin und er hatte auch eine Ahnung, wo sie zu finden waren. Er vermutete, dass Sympathisanten des Franzosenkaisers dahinter steckten. Sie konnten einen deutlichen Vorteil aus der Verunsicherung der Bevölkerung ziehen. Rund dreißig Prozent des geschürften Thermionit wurden innerhalb des Königreiches gehandelt. Energiegeneratoren, Heizungsanlagen, Fahrzeuge und viele Dinge mehr, die mit Dampf betrieben wurden, befanden sich ja auch im Privatbesitz. Allein das Gerücht, Thermionit könne knapp werden, konnte zu Hamsterkäufen führen, die dann letztlich tatsächlich in einer Verknappung endeten. Dies würde die Königin zwingen, einige Reserven aus den staatlichen Beständen in den Handel zu geben. Reserven, die für die Verteidigung Britanniens nicht mehr zur Verfügung standen. Für Napoleon III. ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Ja, wenn von Holdenstein es recht bedachte, konnte die Situation weit schneller bedrohlich werden, als er zunächst angenommen hatte. Zwei Frachter ... Ihr Verlust war schmerzlich, doch sicher zu überwinden. Henlon würde andere Frachter anmieten oder kaufen, so

dass die verlorene Transportkapazität rasch ausgeglichen war. Soweit der Preuße wusste, gab es noch gewaltige Vorkommen des Minerals. Eine Verknappung würde also allenfalls im Zusammenhang mit ausbleibender Lieferung stehen.

Werner von Holdenstein zuckte unmerklich zusammen. Plötzlich erhielt für ihn das Verschwinden zweier Frachter eine ganz besondere Bedeutung.

„Herr von Holdenstein, verzeihen Sie die Störung, aber ein Bote der Admiralität hat ein Schreiben für Sie abgegeben.“ Butler Williams beugte sich ein wenig vor und hielt dabei ein silbernes Tablett, auf dem sich ein kleiner Umschlag befand.

„Danke, Williams. Ein Bote der Admiralität? Hat er noch irgendetwas gesagt?“ Von Holdenstein nahm das Schreiben und das Tablett wurde zurückgezogen.

Der Butler verneinte und zog sich dann zurück.

Werner von Holdenstein war ein wenig überrascht. Er war überwiegend für das Royal Air Corps tätig gewesen, auch wenn sicherlich die Royal Navy den gleichen Nutzen aus seinen Verbesserungen zog. Allerdings hatte er bislang nie direkt mit der Admiralität zu tun gehabt. Er drehte den Umschlag und betrachtete das Siegel. Es war unzweifelhaft das des Lord-Admirals persönlich. Sir John Prewitt? Offensichtlich verlangte nun auch die Navy nach seinen speziellen Fähigkeiten.

Der Preuße brach das Siegel auf und zog das Schreiben hervor. Es war knapp gehalten und verriet nur wenig.

„Seine Lordschaft, Sir John Prewitt, Lord-Admiral der Flotte ihrer Majestät, Königin Victoria II., Kronregentin von England und seinen Kolonien, lädt den Ehrenwerten Herrn Werner von Holdenstein, Erfinder und Konstrukteur der wissenschaftlichen Akademie von Berlin, zu einem persönlichen und zeitnahe Gespräch in den Räumen seiner Lordschaft ein.“ Unterzeichnet war der magere Text von einem Commander Frobisher.

Werner von Holdenstein faltete das Schreiben zusammen und schob es in seinen Gehrock.

Merkwürdig. Sir John Prewitt schien es eilig zu haben.

Er wandte den Blick und sah Williams, der gerade einem anderen Gentleman Feuer reichte. Der Butler nickte unmerklich und kam anschließend heran.

„Gibt es hier in der Nähe eine Dampftelefonleitung?“, erkundigte von Holdenstein sich.

„Das „Bowler“ verfügt über Leitungen zu allen wichtigen Einrichtungen in London“, versicherte Williams. „Für den Fall, dass die Anwesenheit eines unserer Gentlemen dringend erforderlich wird.“

„Ausgezeichnet.“ Der Preuße erhob sich. „Ich benötige Dampf für ein Gespräch mit der Admiralität, Williams.“

Werner von Holdenstein musste sich eingestehen, dass er doch neugierig war, was der Lord-Admiral wohl von ihm wollte.

12

Nach dem Gespräch mit dem Lord-Admiral hatte Eugenius McDenglot wieder ein Schiff, die *Star-*

Steamer, und war deren Captain, doch das war im Augenblick nur ein theoretischer Zustand. Sir John konnte ihm nicht das Kommando über den alten Verhüttungsfrachter übertragen, denn dieser war Eigentum der Henlon Industries, einer zivilen Gesellschaft, in der McDenglot keinerlei Funktion innehatte. Er war kein Captain der Gesellschaft, nicht einmal ihr Angestellter, und bevor er die *Star-Steamer* übernahm, musste er offiziell damit beauftragt werden. So blieb keine andere Wahl, als bei Sir Jonathan Henlon vorzusprechen. Immerhin hatte der Lord-Admiral die volle Unterstützung des Industriellen zugesichert.

Während seine drei Mitverschworenen auf dem Weg waren, um eine Mannschaft aufzutreiben, machte sich Eugenius McDenglot auf den Weg nach London, um das entsprechende Schiff zu besorgen.

Er nahm den Linienflug von Taynult. Das Dampfluftschiff war schneller als die Eisenbahn, allerdings davon abhängig, dass es keinen Nebel gab. Der Dunst, der an diesem Morgen über dem Land lag, war jedoch der übliche Nebel, der sich mit dem Aufstieg der Sonne aufzulösen begann. McDenglot genoss den Ausblick aus der Mittschiffsgalerie und starrte mit anderen Reisenden auf die Landschaft hinunter. Es war ein unwirklicher Anblick, der man auf dem Meer nicht genießen konnte. Häuser und Erhebungen ragten bereits aus dem Dunst ins Sonnenlicht empor und zwischen den hauchzarten Gespinsten des Nebels wurden immer mehr Einzelheiten sichtbar. Blumenbewachsene Wiesen und Wälder, dazwischen die für England so typischen Steinmauern und kleinen Cottages.

Dann kamen ausgedehnte Waldgebiete und schließlich kam London näher und das ländliche Bild wandelte sich zunehmend zu dem eines dicht besiedelten und industrialisierten Landes. Eugenius McDenglot war die scheinbare Unendlichkeit der See gewohnt und die karge Schönheit Schottlands, und was er nun sah, erfüllt ihn mit Unbehagen, auch wenn er dessen Notwendigkeit einsah. Erneut lag feiner Dunst über den Ortschaften, doch nun war er der aus zahllosen Dampfanlagen unterschiedlichster Größen und Aufgaben.

Der Schotte war erleichtert, als das Linienschiff an seinem Haltepylon festmachte und nahm einen Dampfswagen, der ihn zum Sitz von Henlon Industries brachte.

Als er auf dem großen Platz vor dem Hauptgebäude ausstieg, blieb er zunächst fasziniert stehen und blickte sich um. Der Ort war eine Mischung aus alten und neuen Gebäuden und für gewöhnlich passte beides nicht gut zusammen. Doch hier war etwas geschaffen worden, das man als gelungene Synthese bezeichnen konnte.

Die Firmensitze mehrerer Gesellschaften umgaben den Platz, auf dem es einen munter plätschernden Springbrunnen, Grünflächen und Bänke gab, die zum Verweilen einluden. Der Springbrunnen speiste einen kleinen Teich, dessen Enten von einigen Erwachsenen und Kindern gefüttert wurden. Ein Bobby schlenderte langsam umher, sprach gelegentlich ein paar Worte mit den Passanten. Nirgends war die Hektik zu erkennen, die McDenglot an diesem Ort erwartet hätte. Lediglich der rege Verkehr der Dampfdroschken erschien ihm außergewöhnlich, und er bemerkte viele gut gekleidete Männer und Frauen, die mit den typischen Aktentaschen unterwegs waren.

Einige der Gebäude waren unzweifelhaft so alt, dass sie noch aus den Gründertagen des Empire

stammen mussten. Massige steinerne Fassaden mit den typischen hohen Fenstern, die verriet, dass in ihnen einst Kerzenleuchter an der Decke gehangen hatten. Vielleicht taten sie das noch immer, wenn nun auch durch elektrisches Licht beleuchtet. Das Verwaltungsgebäude von Henlon Industries war hingegen ein Neubau mit Unmengen großflächiger Fenster. Dennoch fügte er sich harmonisch in das Gesamtbild. Die Eingangsebene, eine einzige Front aus Glas, war ein Stück nach innen versetzt und von schlanken Säulen umgeben, auf denen der Rest des Bauwerks zu ruhen schien. Die wenigen Elemente aus Stein waren den Fassaden der anderen Gebäude angeglichen. Mit seinen fünfzehn Etagen überragte es alle anderen. Über dem Eingang, fast schon unauffällig angebracht, war das Logo der Firma zu sehen.

Eugenius McDenglot trug einen zivilen Anzug, mit dem er sich kaum von den anderen Männern unterschied, die er bislang zu Gesicht bekommen hatte. Er straffte die Schultern, schritt die drei schwarzen Marmorstufen empor, und trat in den Schatten des Gebäudes. In der Eingangshalle gab es einen Empfang, ein paar Pflanzkübel und mehrere Sitzgruppen. Dort saßen einige Männer und Frauen, die wohl auf ihren Termin warteten. An einer Wand standen drei öffentliche Telefonzellen. Das gelegentliche leise Zischen der Ventile verriet, dass sie unter Dampf standen und betriebsbereit waren.

„Eugenius McDenglot“, stellte er sich der ansehnlichen Dame am Empfang vor. „Sir Jonathan erwartet mich.“

Er sah wohl eher nicht wie ein Gast aus, auf den der hochgestellte Sir Jonathan warten würde. Die junge Frau warf ihm einen abschätzenden Blick zu und gab etwas in eine verborgene Tastatur ein. Leises Zischen und Klappern eines Dampfrechners war zu hören. Ihr Blick verriet geschäftsmäßiges Bedauern, ohne echte Anteilnahme, als sie den Kopf schüttelte. „Ich kann hier keinen Termin für Sie finden. Eugenius McDenglot war der Name?“

„Immer noch derselbe“, brummte dieser leicht genervt. „Rufen Sie ihn an, er wird mich sicherlich empfangen.“

„Ich kann Sir Jonathan nicht einfach wegen eines beliebigen ...“

„Ich habe keinen festen Termin, aber er erwartet mich“, drängte McDenglot, der langsam nervös wurde.

Ein junger Mann, der in einer Zeitschrift las, hatte das Gespräch mitgehört. Er erhob sich und schlenderte zu einem der öffentlichen Dampftelefone hinüber. Das Gespräch kam rasch zustande und war ausgesprochen kurz gehalten. Der Mann warf einen flüchtigen Blick zum Empfang hinüber, dann verließ er das Gebäude.

Der jungen Dame war die Beharrlichkeit des Captains allmählich zu viel. „Sie können gerne mit einem der Sekretäre sprechen, Sir. Möglicherweise kann der Ihnen einen Termin verschaffen.“ Ein leises Pfeifen kam von einem Telefon, das außer halb des Sichtbereichs hinter dem Tresen stand. Sie nahm den Hörer ab, ohne McDenglot aus den Augen zu lassen und ihre Augen weiteten sich kurz. „Selbstverständlich, Mylord“, sagte sie nach wenigen Augenblicken und legte wieder auf. Der Blick, mit dem sie den Schotten nun betrachtete, verriet einen gewissen Unglauben.

„Sir Jonathan bittet Sie zu sich.“ Sie deutete zur Liftanlage. „Sie können seinen Privatlift benutzen, Sir. Der mit der blauen Markierung, Sir.“

Eugenius McDenglot bedankte sich höflich und ging zu dem bezeichneten Lift hinüber. Er hatte keine Ahnung, dass der Anruf von Sir Jonathan mit zwei anderen Gesprächen zusammenhing, die soeben erfolgt waren. Er trat vor die markierte Tür aus feinstem Rotholz und drückte auf den Kontakt. Leise zischend drückten die Dampfkolben das Hindernis zur Seite und der Captain trat ein. Drinnen sah er unsicher auf eine Tafel mit mehreren Knöpfen und Hebeln.

„Drücken Sie Drei, Zwei und dann die Sieben, Captain“, kam es aus einem unsichtbaren Membransprecher. „Mein persönlicher Code wird Sie nach oben bringen.“

Dampf strömte in Zylinder, drückte Kolben auseinander. Eine Teleskopstange schob den Lift nach oben, der überraschend schnell im oberen Geschoss anhielt. Als sich die obere Rotholztür öffnete, stand der Schotte auch schon unvermittelt im Büro von Sir Jonathan Henlon.

Es war ein mittelgroßer Raum, mit moderner und sehr funktionaler Einrichtung. Er wirkte nüchtern, fast steril, da er kaum eine persönliche Note zeigte. Keine Bilder oder Erinnerungsstücke seines Nutzers, wenn man von einer Glasvitrine absah, in der zahlreiche Modelle von Fahrzeugen, Schiffen und Anlagen mit den Farben von Henlon standen.

McDenglot hatte einen distinguierten älteren Herrn erwartet. Einen würdevollen Patriarchen mit weißem Rauschebart, unmerklich auf seinen Knaufstock gestützt, und vom Alter und der Verantwortung gebeugt. Stattdessen trat ihm ein Mann in der Mitte der Zwanziger entgegen, leger gekleidet und mit einem gewinnenden und zugleich sorgenvollen Lächeln auf den Lippen.

„Es freut mich, Sie endlich persönlich kennen zu lernen, Captain McDenglot. Sie wurden mir von Sir John auf das Wärmste empfohlen.“

„Die Ehre ist ganz meinerseits, Sir Jonathan“, erwiderte Eugenius artig und deutete eine höfliche Verbeugung an.

Sir Jonathan reichte ihm jedoch die Hand und deutete dann zu einer bequemen Sitzgruppe neben seinem Schreibtisch. „Ich leite ein großes Industrieunternehmen und Sie sind Soldat, Captain. Wir sind es beide sicher gewöhnt, keine Zeit zu verschwenden. Unterlassen wir also die ganzen Formalien und Floskeln. Ich bin verdammt froh, dass Sie da sind. Es ist höchste Zeit, dass wir etwas unternehmen.“

„Sir John erklärte, Sie würden uns in allen Dingen unterstützen.“

„Nach besten Kräften, Captain, und glauben Sie mir, die Möglichkeiten von Henlon Industries sind überaus beachtlich.“ Sir Jonathan schenkte Tee aus, der auf einem Dampfbeiwagen bereit stand. „Ich bin, offen gesagt, etwas überrascht von Ihnen. Der Lord-Admiral schwärmte von Ihren Fähigkeiten und ich erwartete eigentlich einen alten Seniorekapitän, kurz vor der Pensionierung.“

„Nun, ich erwartete ebenfalls einen grauhaarigen Herrn.“

„Touche“, gestand der Großindustrielle auflachend. „Aber in meinem Fall ist das einfach zu erklären. Die Firma, eigentlich ist es eher ein riesiger Konzern, wurde von meinem Urgroßvater aufgebaut und von meinem Vater weitergeführt. Nun bin ich in ihre Fußstapfen getreten. Etwas

früher, als geplant, da mein Vater vorletztes Jahr einen tragischen Reitunfall erlitt.“

„Es tut mir Leid, das zu hören, Mylord.“

Sir Jonathan reichte McDenglot eine Tasse. „Ja, es war ausgesprochen unerfreulich. Jetzt hängt die ganze Verantwortung an mir und ich bin froh, dass Vater mir ein paar fähige Leute hinterlassen hat.“ Er gab zwei Stück Zucker in den Tee, rührte langsam um und seufzte unmerklich. „Die Sache mit den verschwundenen Frachtern ist ausgesprochen bedrohlich, Captain McDenglot. Wir müssen die Ursache herausfinden und sie ... abstellen. Mit allen Mitteln, die dazu erforderlich sind.“ Er nippte an seinem Tee. „Wie es der Lord-Admiral bereits sagte, Sie erhalten von mir jegliche Unterstützung.“

„Alles muss im Geheimen geschehen und das kann sehr kostspielig werden.“

„Haben Sie eine Ahnung, Captain, nur ein Ahnung, was mich der Ausfall von zwei Frachtern und deren Ladungen kostet? Unsummen, Captain McDenglot, verdammte Unsummen. Die Aktien von Henlon Industries sind um zehn Punkte gefallen. Zehn! Ich will mir gar nicht erst vorstellen, was los ist, wenn noch ein Frachter verschwände.“

„Genau das wollen wir verhindern“, meinte der Captain.

„Halten Sie mich nicht für unpatriotisch“, knurrte Henlon. „Ich bin durchaus ein Patriot und ich liebe mein Land. Aber ich bin auch für die vielen Menschen verantwortlich, durch deren Hände Arbeit Henlon Industries erst lebt.“

„Verstehe ich durchaus, Mylord.“

Diesmal seufzte Henlon vernehmlich. Er nippte an seinem Tee und begann durch das Büro zu wandern. „Sir John hat mir seinen Plan in ungefähren Umrissen erklärt. Ziemlich verrückt, aber er könnte funktionieren und zum Erfolg führen. Jedenfalls soll es nicht an meiner Hilfe scheitern. Wenn Sie etwas benötigen, gleichgültig was es sein sollte, dann werden Sie es auch erhalten.“

McDenglot nickte. „Rein theoretisch habe ich mit der *Star-Steamer* ein Schiff, Mylord. Aber das muss offiziell werden.“

Sir Jonathan lächelte. „Das ist überhaupt kein Problem. Ist schon alles vorbereitet.“ Er ging zu seinem Schreibtisch hinüber, zog eine Schublade auf und zog mehrere Dokumente hervor. „Nachdem Sie ja offiziell von der Navy in den Vorruhestand versetzt wurden, hatten Sie Langeweile und wollten etwas Neues versuchen.“ Er kam zu McDenglot zurück und lächelte spitzbübisch. „Sie wollten nicht mehr auf See, da das schmerzhaft Erinnerungen an die Navy wachgerufen hätte. Also haben Sie sich überlegt, mal den Weltraum auszuprobieren.“

„Klingt logisch“, brummte der Captain.

„Ich hoffe vor allem, Napoleon ist der gleichen Meinung. Nachdem Sie ihn und seine Fregatte derart zum Gespött gemacht haben, hat er Sie sicher im Visier. Wir dürfen den Burschen nicht unterschätzen.“

„Deswegen soll ja alles Geheim bleiben.“

„Richtig, ja.“ Henlon ging die Dokumente durch. „Alles da, was Sie fürs erste benötigen.“ Er reichte die Papiere an McDenglot und zählte dabei auf. „Ihr Anstellungsvertrag mit Henlon Industries, Ihr Kapitänspatent, und die Einsetzung als Kapitän auf der *Star-Steamer*, mit dem Befehl,

sie schnellstmöglich Raumklar zu machen und wieder als Frachter für Henlon Industries in Dienst zu nehmen.“ Sir Jonathan lachte. „Schon merkwürdig, dass das Patent als Kapitän zur See auch für den Weltraum gültig ist. Nun, es kommt unserem Vorhaben entgegen. Ah, hier ist die Vollmacht, eine Mannschaft für die *Star-Steamer* anzuwerben.“ Er sah McDenglot ernst an. „Damit sollten sie möglichst bald beginnen, Captain.“

„Ist schon in Arbeit, Mylord.“

Der Adlige nickte anerkennend. „Das gefällt mir. Offensichtlich verschwenden Sie keine Zeit.“

„Die haben wir auch nicht. Keiner von uns weiß, was da oben im Weltraum geschieht und ob und wann wieder ein Frachter verschwindet.“

„Mann, Captain, daran darf ich gar nicht denken.“ Er zog einen Stift aus der Hemdtasche. „Hier, hier und hier unterzeichnen.“ Nachdem McDenglot seine Unterschrift geleistet hatte, trennte er Originale und Kopien und gab dem Captain seine Unterlagen. „Damit sind sie nun auch offiziell Captain der *Star-Steamer*. Noch heute geht eine Pressemeldung raus. Herzlich willkommen bei Henlon Industries.“

Sie schüttelten sich die Hand mit einem verschwörerischen Lächeln. Im Anschluss besprachen sie noch ein paar Dinge, von denen McDenglot wusste, dass er sie benötigen würde. Sir Jonathan machte sich ein paar Notizen und versicherte abschließend, alles werde schnellstens und diskret geregelt.

Eugenius McDenglot verließ das Gebäude, um nach Schottland zurück zu reisen. Er war ausgesprochen zufrieden. Er hatte nun sein Schiff, bald auch eine Mannschaft, und dann konnte die Piratenjagd beginnen.

13

Jane „Calamity“ Wilder hatte Lydia Smythe in Bristol abgesetzt und Chief Finnegan Walker dann nach Plymouth geflogen. Während sie sich um ihre Betsy kümmerte, nahm der hagere Engländer eine Dampfdroschke, die ihn vom Flugfeld durch die Stadt fuhr. Er war schon früher hier gewesen, denn auf der hiesigen Werft war einst auch *H.M.S. Thunderer* vom Stapel gelaufen.

Der Name Plymouth war immer auch mit der Royal Navy verbunden. Die Stadt lag im Südwesten der englischen Hauptinsel und war einst Ausgangspunkt von See-Expeditionen und dem Kampf gegen die spanische Armada gewesen. Sie war Standort der königlichen Marinewerft und des großen Stützpunktes Devonport. Dies und die Lage am Kanal würden sie zu einem wichtigen Angriffsziel Napoleons III. machen und auch jetzt, in den Zeiten relativen Friedens, war sie Gegenstand seines Interesses. Hier wurden die neuen Konstruktionen der englischen Marine gebaut und getestet, hier wurden die älteren Schiffe modernisiert. Der Kaiser der Franzosen versuchte alles, fähige Männer und Frauen in Plymouth einzuschleusen oder anzuwerben, um über Englands Fortschritte im Detail informiert zu sein. Polizei, Geheimdienste und Militärpolizei waren im Gegenzug bemüht, genau das zu verhindern. Zwischen dem heißen Zischen von Dampfanlagen und dem Fauchen von Schweißgeräten wurde ein kalter Krieg geführt, der oft mit dem Tod eines Beteiligten endete.

Am heutigen Tag interessierte sich Finnegan Walker nicht für die Werft und die Schiffe, die dort lagen. Sein Ziel war ein Außenbezirk von Plymouth, eine der typischen Siedlungen, in denen die Werftarbeiter und deren Familien lebten. Walker war in einer ähnlichen Siedlung aufgewachsen und kannte die trostlosen Bedingungen, die dort herrschten. Hier zeigten sich die Schattenseiten des englischen Königreiches, mit all ihrem Schmutz und Elend. Das Königshaus und London mochten die fleißigen Hände der Arbeiter loben, doch es schien nicht ihr Anliegen zu sein, diese auch entsprechend zu entlohnen. Viele Frauen, die sich eigentlich um ihre Kinder sorgen sollten, waren gezwungen, hinzuverdienen, und doch schien es nie ganz zum Leben zu reichen. Hier fehlte es immer an Goldvictorias und hier waren die Chancen des Franzosenkaisers am größten, willfährige Augen und Ohren für Gold einzuhandeln. Den Ordnungskräften war dies bekannt und so waren hier ihre Streifen besonders gegenwärtig.

Die Siedlung nannte sich „Copperrow“, da sie einst für jene Werftarbeiter errichtet worden war, welche für den kupfernen Rumpfbeschlag der Schiffe verantwortlich waren, der sie gegen den Bewuchs von Muscheln und Algen schützte. Inzwischen lebten hier Arbeiter aus den verschiedensten Aufgabenbereichen. Ihre kleinen Häuschen standen säuberlich aufgereiht, wie die Niete in einem altmodischen Schiffsrumpf. Vor jedem Haus gab es einen schmalen Streifen Grünfläche, von den Verantwortlichen großzügig als Garten bezeichnet, der meist genutzt wurde, ein paar Kräuter oder Salate zu züchten.

Finnegan Walker trug zivil und keine Marineuniform, und der Dampfdroschkenfahrer fragte sich, was der hagere Bursche in dieser Siedlung verloren haben mochte. Vielleicht hielt er ihn sogar für einen französischen Agenten, der hier eine Anwerbung versuchen wollte. Walker konnte die vorsichtig abschätzenden Blicke des Manes im Rückspiegel sehen, reagierte aber nicht auf die unausgesprochenen Fragen. Er tat, als bemerke er die Neugierde des Fahrers nicht, und sah aus dem Seitenfenster.

„Hier ist es“, brummte der Droschkenfahrer, kuppelte den Kolben aus und man hörte das Ausströmen ungenutzten Dampfes, als die Blockbremse auf das Rad gepresst wurde. „Soll ich warten, Sir? Die Gegend kann manchmal etwas unsicher sein.“

Finnegan Walker schüttelte den Kopf und zahlte den Fahrer aus. „Ich weiß nicht, wie lange ich brauche. Wenn ich zurück will, werde ich schon eine Droschke finden.“

„Ich kann wirklich warten, Sir. Würde Sie auch nur eine Kleinigkeit kosten“, versicherte der Mann und zeigte ein Lächeln mit vielen Zahnlücken. „Die Leute sehen es nicht unbedingt gerne, wenn sich ein Gentleman bei ihnen herumtreibt.“

Finnegan Walker erwiderte den Blick. Als Gentleman hatten ihn bislang die wenigsten titulierte. „Ich bin kein verdammter Gentleman“, sagte er kühl. „Ich bin „Chief“ auf einem Schiff ihrer Majestät und arbeite für mein Geld.“

„Nichts für ungut.“ Der Fahrer tippte an seinen Hut und wandte sich ab, um die Bremse zu lösen. Bei dieser Bewegung entdeckte Walker die schwere Dampfpistole, die in einem Halfter unter der Jacke verborgen war. Vielleicht war diese Gegend wirklich nicht ganz sicher. Im Gegensatz zu den

meisten Bewohnern der „Copperrow“ war er gut gekleidet. Möglicherweise sagten sich ein paar Ganoven, dass es sich lohnen könne, den Besucher zu berauben. Aber die allermeisten der Menschen hier waren grundehrliche Leute, trotz ihrer Armut, und zudem traute sich der Chief durchaus zu, mit ein paar Schlägern fertig zu werden. Er hatte schon manchen Austausch schlagfertiger Argumente überstanden und noch immer alle seine Zähne.

Er ging zu einem der winzigen Häuser hinüber, das sich eigentlich nicht von den anderen unterschied, wenn man von der Ausnahme absah, dass es ungewöhnlich gepflegt wirkte. Es gab keine Kräuter und keinen Salat, dafür ein kleines Stück Rasen, dessen Halme offensichtlich mit der Nagelschere aufs gleiche Maß gebracht worden waren.

Chief Finnegan Walker stieß einen leisen Seufzer aus, vergewisserte sich, dass die verpackte Flasche Gin griffbereit war und ging dann zur Eingangstür. Zögernd sah er auf das kleine Namensschild.

„R.S. Gunning“, las er halblaut. „Ich hoffe nur, du alter Bastard, dass du nicht noch immer nachtragend bist.“

Er betätigte die Klingel. Aus dem Innern des Hauses war das Schrillen einer Dampfpfeife zu hören, dann näherten sich Schritte und die Tür schwang auf.

Der Mann, der in ihr sichtbar wurde, war groß, drahtig und hatte graue Haare, deren Schnitt dem des Rasens auf fatale Weise ähnelte. Ein mächtiger und gleichfalls grauer Schnauzbart verzierte die Oberlippe, über die linke Wange zog sich eine haarfeine Narbe. Die Augen hatten die Farbe gehärteten Waffenstahls und ihr Blick schien Walker zu durchdringen.

„Walker“, sagte Gunning nach kurzem Nachdenken. „Finnegan Walker.“

„So ist es.“ Der hagere Engländer lächelte freundlich.

Die Hand Gunnings zuckte so schnell hoch, dass Walker sie kaum sah und keine Zeit fand, ihr auszuweichen. Ein Finger und ein Daumen legten sich unter seinen Kiefer, und er hatte das unangenehme Gefühl, in einer Schraubzwinge zu stecken.

„Zwanzig Goldvictorias“, sagte der Grauhaarige und lächelte nun seinerseits. „Das ist die Summe, die du mir schuldest, Matrose. Und wie ich euch verdammte Wasserratten einschätze, bist du nicht gekommen, um deine Schulden zu begleichen.“

Walker war beileibe kein Schwächling, dennoch beging er nicht den Fehler, sich gegen den Griff zu wehren. Stattdessen zog er die hübsch verpackte Flasche mit Gin aus der Tasche.

Eine Augenbraue Gunnings zuckte unmerklich. „Gin?“

„Vom Feinsten“, ächzte Walker.

„Selbst der beste Gin ist keine zwanzig Goldvictorias wert.“ Der Grauhaarige löste unvermittelt seinen Griff und trat einen Schritt zurück. „Immerhin, es ist eine Gesprächsbasis. Da du die Flasche so hübsch verpackt hast, gehe ich davon aus, dass sie für mich gedacht ist, oder?“

„Verdammt, Rufus, deine Klaue ist mörderisch“, knurrte der Chief und rieb sich das Kinn. „Ja, die verdammte Flasche ist für dich.“

„Du schuldest mir trotzdem zwanzig Goldvictorias. Ist eine Menge Geld für einen armen alten

Mann wie mich.“ Gunning trat zur Seite und deutete in das Innere seines Hauses. „Und glaube nicht, dass ich mich auf ein Revanchespiel einlasse. Ich bin einmal auf deine gezinkten Würfel hereingefallen, noch einmal passiert mir das nicht.“

„Wir müssen reden“, brummte Finnegan Walker ausweichend.

„Schön, reden wir. Ich habe immer ein offenes Ohr dafür, wie du mir meine zwanzig Goldvictorias beschaffen willst.“ Rufus S. Gunning wickelte die Flasche aus und nickte anerkennend. „Der ist wirklich gut. Wenigstens weißt du noch, was einem guten Marine gebührt.“

„Deswegen bin ich hier, Rufus.“ Finnegan Walker sah sich im Wohnraum um, der penibel aufgeräumt war, deshalb aber keineswegs steril wirkte. Die Einrichtung zeigte einige Gebrauchsspuren, die Gunning nach bestem Können ausgebessert hatte. Ein kleiner Dampfgenerator stand in einer der Ecken, auf dem der Grauhaarige wohl kochte und den er im Winter als Heizung nutzte. „Du nimmst Kohle für den Brenner?“

Gunning lächelte kalt. „Holz. Das ist billiger. Verdammt, Walker, was glaubst du wohl, wie hoch die Pension eines alten Sergeants wohl ist? Kohle kann ich mir nicht leisten, wenn ich über den ganzen Winter kommen will. Von Thermionit kann ich höchstens träumen. Na ja, und Holz kann ich mir selber schlagen.“

„Genau darum geht es.“

„Um Holz?“

„Nein, um Thermionit.“ Walker sah Gunning ernst an. „Um, Thermionit, ein altes Schiff, und um einen alten Sergeant.“

Die Augen des Mannes verengten sich einen Moment. „Hör zu, Matrose, du redest in Rätseln und du weißt, dass ich so was überhaupt nicht schätze. Also, spuck aus, was du willst.“

„Habe ich vor. Aber zuerst besorgst du uns zwei Gläser.“

„Ja, das liebe ich an euch Blaujacksen. Erst bringt ihr Geschenke mit, und dann sauft ihr sie selber leer.“ Der Grauhaarige trat an einen Schrank und nahm zwei Gläser heraus, während Walker die Flasche öffnete und ihnen dann einschenkte.

„Auf die Royal Marines“, brachte Rufus S. Gunning seinen alten Trinkspruch aus. „Per Mare, per Terram.“

„Per Mare, per Astra“, improvisierte der Chief.

Gunning verschluckte sich beinahe. „Was hat das mit den Sternen zu tun?“

„Alles, alter Freund, alles.“ Finnegan Walker kippte seinen Gin hinunter, sah sich um und flegelte sich dann in einen der Sessel. „Du hast die Geschichte mit der *Thunderer* gehört?“

Der ehemalige Sergeant der Royal Marines grinste. „Die Sache mit diesem McDenglot? Ah, wahrhaftig, Walker, da wäre ich selber gerne dabei gewesen. Der hat der Froschfresserfregatte mächtig in den Arsch getreten.“

„Nun, es könnte sein, dass er bald wieder ein paar Fröschen in den Allerwertesten treten muss, und ich schätze, dabei könnte er deine Hilfe brauchen.“

Rufus S. Gunning schenkte dem Chief nach. „Jetzt sprich nicht in Rätseln, Walker. Wie ich dich

kenne, muss ich wohl auf meine zwanzig Goldvictorias verzichten, und wenn das so ist, dann will ich von dir schon einen verdammt guten Grund hören, warum ich dir nicht das Fell über die langen Ohren ziehe.“

Also begann Finnegan Walker damit, dem pensionierten Sergeant ausführlich über die Mission der *Star-Steamer* zu erzählen. McDenglots Hinweis, möglichst wenig zu offenbaren, ignorierte er vollkommen. Er kannte Gunning gut genug, um zu wissen, dass sich der Mann nicht mit Halbheiten abspeisen ließ. Gunning war durch und durch ein Royal Marine und nach Walkers fester Überzeugung genau der richtige Mann, das Problem der militärischen Besatzung für die *Star-Steamer* zu lösen.

Die Marineinfanterie ihrer britannischen Majestät hatte eine lange Tradition, die bis in das Jahr 1664 zurückreichte. Ihre Aufgabe war die Verteidigung eines Schiffes gegen äußere und innere Feinde. Sie schlugen feindliche Enterer ab, kämpften als Scharfschützen vom Deck des Schiffes aus oder setzten zum Feind über, um diesen zu erobern. Zugleich waren sie dafür zuständig, auf die Einhaltung der Disziplin an Bord zu achten und Meutereien zu verhindern. Es hatte schon lange keine Meuterei mehr auf einem englischen Schiff gegeben, aber zwei Dinge hatten sich aus den alten Zeiten erhalten – Die Quartiere der Royal Marines lagen stets zwischen den Unterkünften der Matrosen und der Offiziere, und Marines und Matrosen hegten, aus der erwähnten Tradition heraus, eine gewisse Antipathie gegeneinander.

Vor Jahren hatten Walker und Gunning gemeinsam an einem Würfelspiel teilgenommen und der Chief hatte, obwohl der Marine standhaft anderer Meinung war, grundehrlich gespielt. Gunning hatte nicht verwinden können, dass der Chief den „Pott“ gewonnen und die zwanzig darin befindlichen Goldvictorias eingestrichen hatte. Zwischen Matrosen und Marines war es zum Austausch verbaler und später auch handfesterer Argumente gekommen. Obwohl die Marines deutlich in der Unterzahl waren, zeichnete sich ihr Sieg rasch ab und Finnegan Walker hatte es als klüger empfunden, seinen raschen Rückzug einzuleiten. Es war danach nie zu einem klärenden Gespräch zwischen ihnen gekommen, denn am Tag darauf war der Chief mit der *Thunderer* ausgelaufen. Vor einem Jahr hatte er in der Zeitung eine kurze Notiz über die ehrenvolle Verabschiedung von Gunning aus dem aktiven Dienst gelesen und sich dann, in McDenglots House, daran erinnert.

Als der hagere Engländer endete, sah Rufus S. Gunning ihn lange und schweigend an. Er schenkte sich und dem Chief nach, leerte sein Glas und füllte es erneut. „Das ist die verrückteste Geschichte, von der ich jemals gehört habe, und ich habe eine ganze Menge verrückter Geschichten gehört, das kannst du mir glauben, Walker.“

„Aber die hier ist kein Seemannsgarn.“

„Verdammt, ihr wollt das wirklich durchziehen?“

„Wenn unser Verdacht stimmt, ist es die einzige Möglichkeit, die uns bleibt. Etwas geht da oben vor sich, Gunning.“

Der pensionierte Sergeant zwirbelte ein Ende seines beeindruckenden Schnauzbartes. „Kein verdammt Royal Marine war jemals im Weltraum.“

„Ja, du wärst wohl der Erste“, bestätigte Finnegan Walker. „Und ich hoffe, du wärst nicht der Einzige.“

Rufus S. Gunning blickte nachdenklich auf jene Wand, an der seine gerahmte Entlassungsurkunde und das Wappen der Marines hingen. Darunter befand sich ein verglaster Rahmen, in dem sich eine beeindruckende Anzahl von Verdienstabzeichen befand. Er war mit Fünfzehn als Hornist ins Regiment eingetreten, und hatte dabei ein wenig mit seinem Alter geschwindelt. Auf verschiedenen Schiffen und in zahlreichen Gefechten diente er sich zum Sergeant hoch und er wäre wohl noch immer dabei, wenn er die Altersgrenze nicht überschritten hätte.

„Ich habe Dreck gefressen und Wasser geschluckt“, sinnierte der Grauhaarige. „Verdammt ... Der Weltraum. Das ist wirklich verrückt.“

„Der Captain braucht jemanden, der die Kampftruppe der *Star-Steamer* übernimmt. Ich weiß, dass du einer von den harten Knochen bist, Gunning. Du würdest das schaffen.“

„Hör auf, mir Honig um den Bart zu streichen, Walker“, brummte der Alte. „Aber du hast Recht, ich würde das packen. Ich habe schon manche gute Truppe gedrillt und jede Menge Kampferfahrung.“ Er leckte sich über die Lippen. „Falls ich mitkomme ... Wer soll noch zur Truppe gehören?“ Er lachte trocken. „Ich hoffe nicht, dass ich euch Wasserratten zu Soldaten erziehen soll.“

Finnegan Walker überhörte die traditionsbedingte Anfeindung geflissentlich. „Der Captain braucht harte Jungs und Mädels, die ordentlich zulangen können. Leute mit Disziplin und Kampferfahrung.“

„So, wie ich“, knurrte Gunning.

„So, wie dich“, bestätigte der Chief. „Falls du nicht zu alt bist, und dich den Anforderungen nicht gewachsen fühlst.“ Er hob beschwichtigend die Hände, als sich Gunnings Gesicht verfinsterte. „Das sollte keine Beleidigung sein, Sarge. Ich weiß, dass du noch das alte Feuer hast und dein Kessel noch immer unter Hochdruck steht. Und vielleicht kennst du ja ein paar alte Kameraden, bei denen es ebenso ist.“

„Hm, vielleicht. Wie stark soll die Kampftruppe der *Star-Steamer* denn werden?“

„Wenigstens ein Zug und es wäre nicht schlecht, wenn ein paar gute Artilleristen darunter wären.“

„Du hast echt eine bescheidene Wunschliste.“ Gunning füllte abermals ihre Gläser nach. „Ein paar gute Leute wüsste ich vielleicht. Ich weiß nicht, ob sie alle mitmachen, aber selbst jene, die hier unten bleiben, werden ihr Maul halten und sich nicht verplappern. Ich werde mich umhören, aber das wird einige Zeit brauchen. Bis wann und wo soll sich die Truppe einfinden?“

Finnegan Walker nannte die Daten und der alte Sergeant dachte kurz nach. „Das ist nicht viel Zeit und Loch Etive ist ziemlich weit.“

„Es gibt eine Luftschifflinie nach Taynuilt und von dort ist es nicht so weit. Ihr könnt als Rentner ja behaupten, ihr macht eine Teefahrt zu den Sehenswürdigkeiten Schottlands. Viel Zeug braucht ihr nicht mitzunehmen. Die Ausrüstung wird euch gestellt.“

Gunning lächelte. „Nun, ein paar individuelle Dinge werden wir schon mitbringen. Jeder Marine hat so seine gewissen Vorlieben, Walker. Aber sag Mal, wie will euer Captain den Massenauftrieb am McDenglot House erklären? Fällt doch sicher auf, wenn da plötzlich so viele Leute

herumschwirren.“

„Offiziell hält er ein kleines Clantreffen der McDenglots ab.“

„Verdammt, Walker, ich habe allerbestes englisches Blut und bin kein verdammter Schotte.“

„Ach, sei nicht so kleinlich. Immerhin hast du vielleicht bald Gelegenheit, allerbestes französisches Blut zu vergießen.“

„Hm, ja, mag sein. Ich glaube mich düster zu erinnern, dass einer meiner Urahnen vielleicht ein wenig schottisches Blut in den Adern hatte.“

Finnegan Walker seufzte. „Dann kann ich Captain McDenglot mitteilen, dass du an Bord bist und dich um eine Kampftruppe kümmerst?“

„Ja, verdammt. Meinst du etwa, ich ließe es mir nehmen, als erster Royal Marine in den Weltraum zu gehen?“

14

Lydia Smythe war auf einem Bauernhof in der Grafschaft Essex aufgewachsen. Ihr Vater mochte die Königin nicht besonders, ihre Steuereintreiber noch weniger und empfand nur tiefe Verachtung für das Militär. Für ihn und den Rest der siebenköpfigen Familie, von Klein-Susan einmal abgesehen, war es ein ungeheurer Schock, als Lydia erklärte, sie wolle die königliche Marineakademie besuchen und Seeoffizier werden. Alle Überzeugungsversuche und Drohungen des Familienoberhauptes fruchteten nichts, und als Lydia den Hof verließ, war nur ihre Mutter bereit, sie zu verabschieden. Seitdem hatte sie mit dem Vater kein Wort mehr gesprochen. Einer ihrer Brüder war zur Abschlussfeier gekommen, um zu sehen, wie sie ihr Offizierspatent erhielt, doch er hatte sich im Hintergrund gehalten und war jedem Gespräch ausgewichen. Es hatte Lydias zutiefst verletzt, auch wenn sie die Dickköpfigkeit ihres Vaters nur zu gut kannte.

Als Lydia Smythe nun durch einen der Vororte Bristols ging, musste sie daran denken, denn sie würde bald auf Menschen treffen, denen das Militär wohl ebenso verhasst war. Die *Star-Steamer* benötigte eine Kernbesatzung aus erfahrenen Männern und Frauen, und da es kein Militär im Weltraum gab, konnte es sich dabei nur um Zivilisten handeln. Diese würden nicht sonderlich begeistert sein, auf einem Schiff anzuheuern, auf dem auch Soldaten dienten und das unter militärischem Kommando stand. Lydia würde eine Menge Überredungskunst benötigen, um ein paar Handelsschiffer anzuheuern. Die wichtigsten Argumente würden dabei sicher die großzügige Heuer und die Sehnsucht nach dem Weltraum sein. Eine Sehnsucht, wie sie jene Männer und Frauen empfanden, die dort ihre Freiheit gefunden hatten, weil sie auf einem eigenen Handelsschiff zwischen den Planeten gefahren waren. Lydia Smythe brauchte eine kleine Raumhandels-gesellschaft, die dieses Wagnis auf sich genommen und doch verloren hatte, weil sie dem harten Konkurrenzkampf nicht standhalten konnte.

Die junge Marineoffizierin wusste, wo solche Männer zu finden waren. Diesen Menschen erging es wie alten Seeleuten, die keine Heuer mehr fanden und doch in den Häfen ausharrten, weil sie darauf hofften, irgendein Schiff werde sie wieder mit hinaus aufs Meer nehmen. Bristol war ein solcher

Hafen, auch wenn er nicht direkt an der offenen See lag. Aber hier befand sich einer der beiden Shuttlehäfen, von denen die Zubringer zur Orbitalstation starteten oder ihre Fracht von dort herunter brachten. Hier harrten die Gestrandeten des Weltraums aus, und hofften auf ihre Chance, nochmals zu den Sternen zu gelangen. Allein der Anblick der Shuttles brachte ein Glänzen in ihre Augen, das erst erlosch, wenn die Schiffe wieder ihren Blicken entschwanden.

Lydia hatte sich den *Bristol Epitaph* besorgt und ihn sorgfältig studiert, vor allem den Wirtschaftsteil, und sie war fündig geworden. Es gab in Britannien ohnehin nur eine Handvoll Firmen oder Gesellschaften, die in der Raumfahrt aktiv waren, und „Harding Enterprises“ war ein winziges Unternehmen, welches nun Konkurs angemeldet hatte. Die Brüder Bill und Frank waren auf den Bau von Dampfheizungen spezialisiert. Es mochte viele Heizungsbauer auf der Erde geben, aber die Arbeit unter Schwerelosigkeit war etwas ganz Besonderes. Inzwischen waren die Aufträge und Gewinne immer mehr zurückgegangen, und nun stand die kleine Firma vor dem endgültigen Aus.

Lydia Smythe wusste, dass sich diese Männer nicht nur mit Heizungsanlagen, sondern, notgedrungen, auch mit dem Betrieb von Raumschiffen auskannten. Sie gedachte als Hoffnungsschimmer in Erscheinung zu treten und die Männer mit einer guten Heuer und der Aussicht auf Raumdienst zu locken. Hoffentlich war diese Verlockung groß genug, damit die Hardings den Köder schluckten, und nicht zu früh darüber stolperten, dass der Angelhaken mit Soldaten besetzt war.

Sie blieb im offenen Tor stehen und warf einen Blick über das Gelände, um sich einen ersten Eindruck zu verschaffen.

Das Areal war von einer hohen Mauer umgeben, denn hier lagen ansehnliche Mengen von verschiedenen Metallen. Rohre, Maschinenteile und Stücke von Fahrzeugkarosserien. Alteisen, welches die Firma nach Bedarf selber einschmolz, um daraus jene Teile zu fertigen, die sie für die Heizungsanlagen und Kessel benötigte. Die Metallteile waren von einer dünnen Schicht Rost überzogen und Wind und Wetter setzten ihnen schon einige Zeit zu.

In der Mitte stand eine große Werkhalle, über der drei Kaminschlote und ein halbes Dutzend Druckentlüftungen aufragten. An eine Längswand war das Verwaltungsgebäude angebaut, kaum mehr als eine kleine Baracke, die einen vernachlässigten Eindruck machte. Über der Eingangstür war das Firmenschild befestigt. Bemaltes Holz, dessen Farbe abzublättern begann.

Nein, dies sah nicht nach einer Firma mit großer Zukunft aus.

Lydia Smythe hoffte, überhaupt jemanden auf dem Gelände anzutreffen. Immerhin würden die Besitzer das Tor kaum offen und das Gelände unbewacht lassen, wenn so viel wertvolles Altmetall herumlag.

„Hallo? Ist hier jemand?“

Niemand war zu sehen, nichts zu hören.

Sie ging langsam durch das Tor hindurch und auf das Verwaltungsgebäude zu. An der Tür hing ein handgemaltes Schild mit der Aufschrift „Office“. Eine hölzerne Stufe knarrte unter ihr. Sie glaubte das Scharren eines Stuhls zu hören und eine männliche Stimme, war sich aber nicht sicher. Gerade als

sie an die Tür klopfen wollte, wurde diese von innen geöffnet.

Ein stämmiger Mann mit Glatze und Kinnbart stand vor ihr, sah sie einen Augenblick skeptisch an und lächelte dann. „Ich fürchte, Lady, Sie sind hier falsch, oder wollen Sie eine Heizungsanlage bauen lassen?“ Das Lächeln wurde bitter. „Aber auch dann sind Sie falsch. Die Firma Harding arbeitet nämlich nicht mehr, und ich muss das wissen, ich bin nämlich Frank Harding.“

„Lydia Smythe“, stellte sie sich vor und reichte ihm die Hand. „Ihre Firma hat einen sehr guten Ruf.“

„Wir sind die Besten.“ Ein Anflug von Stolz schwang in der Stimme. „Oder vielmehr, wir waren es. Wir nehmen keine Aufträge mehr an.“

„Vielleicht lohnt es sich trotzdem, wenn wir miteinander reden“, meinte sie lächelnd.

Frank Harding trat zur Seite. „Nun, ich will nicht unhöflich sein, Lady, aber das wird kaum der Fall sein. Na, kommen Sie herein.“

Die Inneneinrichtung war eine Kombination aus Büro und Aufenthaltsraum. Hier mochten vierzig oder sogar fünfzig Leute ihre Pausen verbringen können. Im Hintergrund standen Aktenschränke, ein langer Schreibtisch mit mehreren Sitzgelegenheiten und eine Palme fristete ein kärgliches Dasein. An den Wänden hingen Bilder und Zeichnungen von Orten und Objekten, an denen Harding wohl gearbeitet hatte. Alle zeigten Motive des Weltraums.

Frank Harding nahm eine Thermoskanne mit Tee und schenkte Lydia Smythe einen Becher ein. „Wir sind seit über fünfzig Jahren in der Raumfahrt aktiv, Lady. Seit ihren Anfängen. Unser Vater hat die Firma gegründet und es gibt wohl kein Objekt im Raum, das über eine Heizungsanlage verfügt, und wo wir nicht dran gearbeitet haben. Orbitalstation, Shuttles, Frachter und die Asteroidenminen. Wir waren überall, das können Sie mir glauben. Wir sind dahin geflogen, wo unsere Dienste benötigt wurden und haben dabei gutes Geld verdient. Es gibt nicht viele Leute, die unter den Bedingungen des Weltraums arbeiten. Schon gar nicht, wenn die Lebenserhaltungssysteme und die Heizung noch nicht funktionieren. Wir waren die Leute, die das gemacht haben, Lady.“ Der stämmige Mann deutete auf die Bilder an den Wänden. „Aber jetzt gibt es kaum noch Bedarf für neue Anlagen und für die Betreiber der Minen und Schiffe ist es weit billiger, eigene Wartungsmonteur zu beschäftigen, als „Harding Enterprises“ dafür quer durch das Sonnensystem fliegen zu lassen und dafür entsprechend hohe Summen zu zahlen. Vor drei Jahren beschäftigten wir noch dreihundert Leute. Jetzt sind noch Fünfunddreißig übrig und die werden morgen ausgezahlt. Soweit das Geld noch reicht.“

„Vermissen Sie den Weltraum, Herr Harding?“

„Tödliche Kälte, keine Luft zum Atmen und mörderische Arbeitsbedingungen?“ Frank Harding lachte. „Teufel, ja, ich vermisse ihn. Mag ein wenig merkwürdig klingen, Lady, aber wer Mal da oben war, denn lässt das nicht mehr los.“

„Möglicherweise könnte ich Ihnen und Ihren Leuten eine Möglichkeit bieten, wieder dorthin zu gelangen.“

Er sah sie ungläubig an. „Ein richtiges Großprojekt, wie der Aufbau einer neuen Mine, wäre das Einzige, was Harding Enterprises noch retten könnte.“

„Eine neue Mine habe ich nicht zu bieten“, gab sie zu. „Kennen Sie die *Star-Steamer*?“

„Die *Star-Steamer*? Die *Star-Steamer* ...“ Über Hardings Gesicht glitt ein sanftes Lächeln. „An der hat unser Paps mitgebaut. Die ganze Antriebs- und Verhüttungsanlage. Teufel, wie oft hat er mir und Bill davon erzählt, welche Probleme es damals gab.“ Er sah versonnen in seinen Tee. „Haben Sie eine Ahnung, wie viele Tonnen allein die Gussformen für die Verhüttung wiegen? Die kann man nicht in einem Stück in den Orbit bringen. Paps und die Jungs haben sie in Einzelteilen hinauf geschafft, oben montiert und dann vor Ort mit Schamott ausgeformt.“ Frank nahm einen kräftigen Schluck. „Ich glaube, im Augenblick wird sie überholt. Ist ja schon ein altes Mädchen.“ Er sah sie forschend an. „Was haben sie mit der *Star-Steamer* zu schaffen, Lady?“

Lydia Smythe lächelte freundlich. „Ich bin ihr Erster Offizier und suche eine Mannschaft im Auftrag von Henlon Industries.“

Frank Harding verschluckte sich. „Was?“

„Sie haben vom Verschwinden der Thermionit-Frachter gehört?“

„Wer hat das nicht? Teufel, stand ja in jeder Zeitung. Was hat das mit ...? An, ich verstehe. Henlon will die alte *Star-Steamer* wieder in Dienst nehmen, nicht wahr?“ Er leckte sich über die Lippen. „Aber die Anlagen auf dem Schiff sind in Ordnung. Nicht die allerneusten, aber sie funktionieren bestens. Paps hat sie damals montiert.“

„Sie erwähnten das bereits, Herr Harding.“

„Hm, ja, sicherlich.“ Er stellte seinen Becher zur Seite, schüttelte prüfend die Thermoskanne und schenkte Lydia nach. „Wie kommt unsere Firma dabei ins Bild?“

„Wie ich schon erwähnte, wir heuern eine Mannschaft für das Schiff an. Leute, die es unter Dampf halten können und auch die Fähigkeiten haben, ein paar, äh, Umbauten vorzunehmen.“

„Harding Enterprises kann alles unter Dampf halten. Was für Umbauten?“

„Frank, sind Sie ein Patriot?“

Seine Augen wurden ausdruckslos. „Hören Sie, Lady, ich bin seit dreißig Jahren im Geschäft, und immer wenn jemand mit der patriotischen Fahne wedelt, dann hat unsere Firma draufgezahlt.“

„Bei diesem Job werden Sie und Ihre Leute finanziell sicher nicht draufzahlen, aber sie alle könnten ihr Leben verlieren.“

„Das kann man auch, wenn man bei Nebel die Straße überqueren will“, knurrte er. „Aber Sie sprechen wohl nicht vom normalen Risiko der Arbeit im Raum, oder?“

„Nein, Herr Harding, ich spreche von verschwundenen Frachtern und einer gefährlichen Mission, die uns alle das Leben kosten kann.“

„Meinen Sie, jemand hat es auf die *Star-Steamer* abgesehen?“

„Das weniger.“ Sie wollte sich nachschenken, doch die Kanne war nun leer. „Genau genommen, wollen wir nach der Ursache suchen, warum die Frachter verloren gingen. Wir vermuten, dass jemand dahinter steckt und die Schiffe aufgebracht oder zerstört hat.“

„Hören Sie, Lady, wir sind Heizungsmonteur, wenn auch außergewöhnlich gute, und keine Sicherheitstruppe. Wenn sich Henlon Industries auf so ein Abenteuer einlassen will, dann wenden Sie

sich an eines der privaten Sicherheitsunternehmen. Außerdem hat Henlon einen recht guten Werkschutz.“ Frank Harding schüttelte bedächtig den Kopf. „Wir sind keine Söldner, falls Sie so etwas suchen.“

„Um eine, äh, Sicherheitstruppe für die *Star-Steamer* kümmert man sich schon. Aber wie ich schon sagte, wir brauchen Leute, die das Schiff auch bedienen. Sie und Ihre Leute sollen nicht kämpfen. Das werden andere besorgen.“

„Tut mir Leid, Lady, aber das hat einen seltsamen Beigeschmack. Es ist wohl besser, wenn Sie es woanders versuchen.“ Frank Harding erhob sich und räumte demonstrativ die Becher und die Kanne zur Seite.

Lydia Smythe erhob sich zögernd. „Hören Sie, Frank, wir brauchen Sie und Ihre Leute. England braucht Sie.“

„England kümmert das Schicksal von Harding Enterprises nicht. Warum sollte Harding Enterprises sich dann um England sorgen?“

„Captain McDenglot muss die *Star-Steamer* in den Raum führen. Wir haben keine Wahl, Harding. Wenn noch ein Schiff verloren geht ...“

Frank Harding biss sich auf die Unterlippe. „McDenglot? Ist das nicht dieser Schotte, der sich mit dem französischen Schlachtschiff angelegt hat?“

„Einer Fregatte“, korrigierte Lydia.

„Ein Grund mehr, nicht auf der *Star-Steamer* einzusteigen. Dieser Schotte ist auf Blut aus, Lady, und das könnte leicht unser Blut werden.“

„England ist viel zu sehr vom Thermionit abhängig geworden, und wenn die Lieferungen ausbleiben, wird Napoleon leichtes Spiel haben“, sagte sie eindringlich. „Wollen Sie, das England zur Kolonie des Kaisers wird?“

„Für die kleinen Leute macht es kaum einen Unterschied, wer das Sagen hat und die Steuern eintreibt.“

„Harding ...“

Er seufzte abgrundtief. Sie sahen sich an und es hatte nichts mit einem Kräftemessen zu tun, bei dem es darauf ankam, wer wohl zuerst den Blick abwandte.

„Teufel noch eins, Lady, wie haben Sie sich das überhaupt gedacht?“

Sie erklärte ihm den Plan in groben Zügen, wohl wissend, welches Risiko damit verbunden war, denn Harding schien nicht sonderlich geneigt, auf der *Star-Steamer* anzuheuern. Immerhin hörte er sich in Ruhe an, was sie zu sagen hatte. Danach folgte ein erneuter Seufzer.

„Wir sollen also das alte Schiff Raumklar machen und soweit herrichten, dass es für einen Kampf geeignet ist? Dann mitfahren und es bedienen, während McDenglot und ein paar harte Jungs darauf aus sind, die Burschen zu erwischen, die zwei Frachter auf dem Gewissen haben?“

„Das ist es, wenigstens in groben Zügen. Offiziell wird das Schiff unter der Flagge und im Auftrag von Henlon Industries unterwegs sein. Die Bezahlung wird sicher sehr gut sein.“

„Kann man bei dem Risiko wohl auch erwarten“, sagte er grimmig und kratzte sich im Nacken.

„Hören Sie, Lydia Smythe, ich kann Ihnen nichts versprechen. Ich werde mit meinem Bruder Bill sprechen und abwarten, was er dazu meint. Machen Sie sich da aber keine großen Hoffnungen. Falls er dafür ist, bei Ihnen und McDenglot einzusteigen, reden wir mit unseren Leuten.“

„Wie werden die entscheiden?“

„Wir sind eine handverlesene Gemeinschaft, Lady. Wenn einer geht, dann gehen wir alle. Kommen Sie morgen gegen Mittag wieder hierher. Dann gebe ich Ihnen Bescheid, wie wir uns entschieden haben.“

Immerhin, es war ein Hoffnungsschimmer.

15

Larry O’Ley stand über den Konstruktionsplan der *Star-Steamer* gebeugt, und sein Gesicht verriet die Skepsis, die er empfand. „Äh, Captain, wie alt ist das Ding, sagten Sie?“

„Lief vor ungefähr vierzig Jahren vom Stapel“, antwortete Eugenius McDenglot. „Also, ich meine, aus dem Raumdock der Orbitalstation.“

Der rothaarige Ire warf dem Schotten einen langen Blick zu und schüttelte dann den Kopf. „Dann können Sie diesen Plan vergessen.“

„Warum das?“ McDenglot schon ein Lesezeichen in den Waffenkatalog, in dem er gerade erfolglos geblättert hatte und trat zu O’Ley.

„Wenn das Ding schon vierzig Jahre durch die Gegend schippert, dann haben schon etliche Männer darauf gedient. Ich meine, etliche Maschinisten, Sir. Denken Sie an unsere gute alte *Thunderer*. Ich habe manche Modifikation an den Maschinen vorgenommen, um ihre Leistung zu verbessern.“

„Deswegen brauchen wir Sie auch, O’Ley. Wenn es einer schafft, aus der alten *Star-Steamer* noch Höchstleistung heraus zu kitzeln, dann Sie.“

Das Lob prallte an dem dickfelligen Iren ab. „Es ist ein kommerzielles Schiff, Captain. Mit einer kommerziellen Besatzung. Solche Zivilisten sind keine Patrioten, Sir. Die arbeiten für ihre Goldvictorias und nicht für Ehre und Königin. Die tun nur, was getan werden muss. Und eine private Gesellschaft ist ebenso. Die lassen ein Schiff erst dann zur Überholung ins Dock, wenn es nicht mehr anders geht.“ O’Ley richtete sich auf und reckte sich seufzend. „Das Schiff wird sicher in einem beklagenswerten Zustand sein, darauf möchte ich wetten.“

„Wir haben kein anderes“, knurrte McDenglot. „Raumschiffe wachsen nicht gerade an Bäumen, okay?“

„Schon klar.“ Der Maschinenmaat ging zum Tisch hinüber und schenkte sich einen Tee ein. „Wenigstens hat Henlon uns zugesagt, uns mit allem zu versorgen.“ Er nippte an seinem Getränk und überlegte kurz, bevor er fortfuhr. „Aus der Ferne lässt sich nichts sagen. Ich muss mir den Kahn und seine Maschinen ansehen, bevor ich sagen kann, in welchem Zustand alles ist und wie wir es richtig ins Laufen bekommen.“ Er deutete mit der Tasse auf die Konstruktionspläne, die auf dem Schreibtisch lagen. „Das Zeug da hilft uns jedenfalls nicht weiter.“

Lydia Smythe warf einen Hilfesuchenden Blick zu Frank und Bill Harding, die sich im Hintergrund

hielten. Beide hörten interessiert den Gesprächen der anderen zu, sparten aber sichtlich mit eigenen Kommentaren. Sie schienen sich nicht recht daran gewöhnen zu können, die einzigen Zivilisten im Wohnraum McDenglots zu sein. Dabei waren die früheren Besatzungsmitglieder der Thunderer heilfroh, dass die Brüder Harding und ihre Angestellten nach McDenglot House gekommen waren. Die meisten der fünfunddreißig Männer und Frauen vertrieben sich die Zeit mit Faulenzen, da es für sie noch nichts zu tun gab.

Bill Harding nickte. „Der Ire hat Recht, Lady. Etwas zu konstruieren, ist eine Sache. Aber eine andere ist es, dass sich das Ding dann auch in der Praxis bewährt. Auf dem Schiff wurden viele Umbauten vorgenommen. Und dabei ist es sicher nicht beim Austausch von Brennern oder Ventilen geblieben. Wahrscheinlich gibt es da jede Menge Rohre, die auf keinem Plan verzeichnet sind.“

O’Ley grinste Harding an. „Ein paar davon werdet ihr wohl verlegt haben, oder?“

„Ja, ein paar“, räumte der Dampfmonteur ein.

Chief Finnegan Walker räusperte sich. „Das ist eine üble Sache, Cap, wenn ich das mal so sagen darf. Wir sitzen hier unten und müssen entscheiden, was wir für das Schiff benötigen, ohne es überhaupt gesehen zu haben.“

Eugenius McDenglot zuckte mit den Schultern. „Sir Jonathan versicherte mir, wenn wir in der Orbitalstation ankommen, werde es flugbereit sein.“

„So, sagt Sir Jonathan“, brummte O’Ley. „Der muss auch nicht mit dem Ding fliegen.“

„Mal halblang“, wandte Frank Harding ein. „Die Leute auf der Station hängen ja selbst im Vakuum herum. Die wissen ganz genau, was zu tun ist. Wenn die das Schiff freigeben, dann können wir uns darauf verlassen, dass es auch okay ist. Allerdings haben die keine Ahnung davon, was wir wirklich mit dem Schiff vorhaben. Die übergeben uns einen Verhüttungsfrachter, Leute, und kein Kriegsschiff. Es kampftauglich zu machen, das wird unsere Sache sein.“

Sein Bruder Bill lachte leise. „Wobei wir keine Vorstellung davon haben, wie man das hinkriegen soll.“

„Richtig“, pflichtete Frank bei. „Ihr seid die Militärs. Wir sind nur einfache Dampfschrauber. Es ist eure Sache, da ein paar Ideen zu entwickeln.“

„Verdammt, das wissen wir“, erwiderte Lydia Smythe verärgert. „Wir wälzen schon die ganze Zeit Kataloge, um herauszufinden, was für Waffen wir an Bord bringen könnten. Herrgott, es wird schon problematisch, Handfeuerwaffen hinauf zu schmuggeln, aber um ein anderes Raumschiff angreifen zu können, brauchen wir größere Kaliber, als Dampfpistolen.“

„Wenn uns nicht bald etwas einfällt, dann ist die Mission gescheitert, noch bevor sie überhaupt gestartet ist“, stellte Captain McDenglot unbehaglich fest.

Unangenehmes Schweigen senkte sich über den Raum, nur gelegentlich vom leisen Klappern einer Tasse unterbrochen. Tee, Kaffee und Säfte gab es reichlich, doch der Genuss von Alkohol war ausschließlich am Abend und in überschaubaren Mengen gestattet. Sie alle brauchten ihre volle Konzentration, wenn sie die Probleme lösen wollten und im Augenblick sah es ganz danach aus, als kämen sie nicht weiter.

„Ohne Bewaffnung brauchen wir gar nicht erst aufzubrechen“, knurrte Finnegan Walker.

„Verflucht, das weiß ich auch.“ Eugenius McDenglot rieb sich die müden Augen und begann durch den Wohnraum zu marschieren. „Der Zoll des Schlichterrates öffnet jede einzelne Kiste, die an Bord eines Schiffes geht oder von dort kommt. Nicht unbedingt weil sie den Schmuggel von Waffen befürchten, sondern weil Drogen im Weltraum verdammt schnell tödliche Konsequenzen haben können. Vor Jahren hat ein zugekiffter Typ den Sicherheitsmechanismus einer Außenschleuse überbrückt, und damals hat es zwanzig Leute ins All hinaus geblasen.“

Lydia Smythe schnaubte vernehmlich. „Wenn die nach winzigen Drogenpäckchen suchen, gibt es auch keine Möglichkeit, ein paar Handwaffen in doppelten Kistenböden zu verstecken.“

„Wir müssen improvisieren.“ Finnegan Walker sah O'Ley herausfordernd an. „Das müsste dir doch liegen. Ihr Iren seid es doch gewöhnt, Waffen und Sprengsätze zu basteln.“

Das Gesicht des Maschinenmaats rötete sich. „Wenn ihr verdammten Engländer eure gierigen Griffel nicht nach unserer grünen Insel ausstrecken würdet, dann ...“

„Nun ist es aber genug!“ Eugenius McDenglot sah die beiden grimmig an. „Hier, an diesem Ort, sind wir alle Untertanen der Krone! Irgendjemand ist da draußen im Weltraum, für den es keinen Unterschied macht, ob er Engländer, Iren, Schotten oder sonst wen umbringt. Und diesen Jemand gilt es aufzuhalten.“

„Wohl gesprochen, McDenglot“, meldete sich Frank Harding zu Wort. „Womit wir zurück zum Thema kämen ... Womit halten wir diesen Jemand auf? Sollen wir mit Rohrzangen auf ihn werfen?“

An der Tür war ein Hüsteln zu vernehmen. „Möglicherweise könnte ich behilflich sein.“

Alle blickten zu dem Mann, der unbemerkt in die Tür getreten war. Er trug einen schlichten Anzug, einen Bowler-Hut und stützte sich leicht auf einen Stock mit massivem goldenem Knauf. Mit der Ledertasche, die er unter den Arm geklemmt hatte, wirkte er wie einer der leitenden Angestellten einer beliebigen Gesellschaft.

„Werner von Holdenstein“, stellte er sich vor. „Sir John Prewitt hält es für möglich, dass ich Ihnen bei der Lösung anfallender Probleme behilflich sein könnte.“ Er deutete lächelnd eine Verbeugung an. „Wenn Sie gestatten, dass ich eintrete?“

„Endlich bekommen wir einen vernünftigen Sekretär für die ganzen Schreibarbeiten“, brummte Finnegan Walker.

Von Holdenstein schloss die Tür und sah den Chief mit gerunzelter Stirn an. „Ich fürchte, guter Herr, da sind Sie im Irrtum. Zwar beherrsche ich durchaus das Setzen und Deuten von Schriftzeichen, doch meine Fähigkeiten liegen eher auf anderem Gebiet.“

„Sir John hat Sie geschickt?“ Eugenius McDenglot trat zu dem Preußen und reichte ihm die Hand. „Was auch der Grund dafür sein mag ... Jede Hilfe ist willkommen. Was sind denn Ihre, äh, Fähigkeiten?“

Von Holdenstein warf Stock, Hut und Tasche zielsicher in einen leeren Sessel. „Ich bin Konstrukteur und Erfinder und habe bislang für das RAC an verschiedenen Verbesserungen der Dampfmaschinen gearbeitet. Das brachte den Lord-Admiral auf die Vermutung, dass ich hier von

Nutzen sein werde.“

„Dampfschrauber haben wir schon genug“, sagte O’Ley bissig. Er deutete zu Bill und Frank Harding. „Einen ganzen verdammten Stall haben wir davon.“

„Unser Problem liegt eher woanders“, sagte McDenglot rasch, der befürchtete, es könne abermals zu Missmut kommen. „Wir müssen ein Schiff mit wirksamen Waffen versehen und haben keinerlei Ahnung, wie wir das bewerkstelligen können, ohne dass Schlichterrat und Zoll uns auf die Schliche kommen.“

„Etwas in dieser Art deutete Sir John bereits an.“ Der Preuße nahm dankbar eine Tasse Tee von Lydia Smythe entgegen. „Es geht um einen Verhüttungsfrachter, nicht wahr?“ Die Anwesenden nickten nahezu gleichzeitig. „Gibt es Pläne von dem Schiff?“

„Die können Sie vergessen“, meinte O’Ley sofort. „Sind viel zu alt.“

„Liegen hier auf dem Schreibtisch“, assistierte McDenglot und sah zu, wie der Neuankömmling hinüber ging und sich über die Pläne beugte. Von Holdenstein seufzte, langte in die Innentasche seiner Jacke und zog seine Brille hervor. Maschinenmaat O’Ley und die Hardings wirkten überrascht, als der Preuße an einem der Bügel hantierte und ein leises Zischen zu hören war.

„Dampf?“, fragte Frank Harding ungläubig. „Bei einer Brille?“

„Warum nicht?“, kam die Erwiderung. „Es ist nur eine Frage der Größe und der Zweckmäßigkeit.“ Von Holdenstein tippte leicht gegen das Gestell. „Es ist ja keine gewöhnliche Brille, guter Mann. Ich kann verschiedene Filtergläser nutzen und auch auf unterschiedliche Entfernungen scharf stellen. Das ist gelegentlich durchaus von Nutzen, auch wenn es eher eine Spielerei ist.“ Er lachte freundlich. „Erfinder lieben solche Spielereien, müssen Sie wissen.“

Er betrachtete die Pläne der Star-Steamer kurz und nickte zufrieden. „Schön, wie ich es mir schon dachte. Ein Verhüttungsfrachter mit jeder Menge Dampf und Rohren.“

„Für diese Erkenntnis hätten Sie nicht extra aus London kommen müssen“, spottete O’Ley.

„Wie meinen?“ Von Holdenstein blinzelte einen Augenblick irritiert. Er schien mit seinen Gedanken woanders zu sein. Langsam setzte er die Brille ab, ließ Dampf aus einem Ventil entweichen und hielt sie einen Moment, damit sie auskühlen konnte. „Sir John klärte mich schon in Grundzügen über das Problem auf, und ich habe mir selbstverständlich schon ein paar Gedanken gemacht, während ich hierher reiste. Ein Verhüttungsfrachter ist hervorragend für unsere Pläne geeignet. Er verfügt nicht nur über eine Menge Dampftechnik, sondern auch die Möglichkeit, Metall zu schmelzen und in Form zu bringen.“

„Wenn Sie darauf hoffen, wir könnten im Weltraum schnell ein paar Kanonen gießen, dann muss ich sie enttäuschen.“

„Nein, nein, so weit brauchen wir gar nicht zu gehen“, wehrte der Preuße ab. „Und es wäre auch viel zu aufwändig.“ Er sah die Hardings an. „Dampfschrauber, sagten Sie? Dann haben Sie auch jede Menge Erfahrung mit Rohrleitungen?“

Bill Harding grinste breit. „Man könnte sagen, wir haben sie erfunden.“

„Ah, schön, ja, ich verstehe, was Sie meinen.“ Von Holdenstein kicherte. Er sah die Anwesenden

nacheinander an. „Wir brauchen Rohre. Jede Menge davon und in verschiedenen Größen.“

„Sie können aus den Rohren von Dampfleitungen keine Kanonen bauen“, meinte Lydia Smythe. „Und selbst wenn, dann würde uns die Munition fehlen.“

„Alles da, alles da“, versicherte von Holdenstein. „Wir müssen es nur ein wenig Zweckentfremden, und ein wenig Mühe, Schweiß, und natürlich meine Erfindungsgabe, investieren.“ Er lächelte zuversichtlich. „Ich denke, Captain McDenglot, das mit der Bewaffnung ist kein Problem.“

Ein paar ungläubige Laute waren zu hören, während Eugenius McDenglot den Mann forschend ansah. „Erklären Sie mir das, von Holdenstein.“

„Ringkanonen.“ Dieses Wort schien dem Konstrukteur als Erklärung auszureichen. Als er das Unverständnis in den Gesichtern der anderen sah, seufzte er leise. „Rohre unterschiedlicher Größe und unterschiedlichen Durchmessers. Wenn man sie passgenau ineinander steckt, erhält man ein Rohr, welches aus mehreren Ringen, oder meinethalben auch Lagen, besteht. Sie verstärken sich gegenseitig und sind erstaunlich stabil. Natürlich hat das Rohr keine Züge, die dem Geschoss einen stabilisierenden Drall verleihen, aber man kann ein Geschoss damit abfeuern.“

Anerkennendes Murmeln war zu hören.

„Schön, wir können vielleicht solche, äh, Geschützrohre herstellen ... Aber was ist mit der Munition?“

„Wir nehmen noch kleinere Rohre, die wir als Hülse herrichten. Hinten wird ein Boden angeschweißt und mit ein paar Krümeln Thermionit versehen, vorne Stopfen wir ein Stück Roheisen als Geschoss drauf. Die Treibladung besteht, wie üblich, aus gewöhnlichem Wasser.“

„Gott schütze Irland“, ächzte O'Leary. „Das könnte wirklich funktionieren. He, von Holdenstein, haben Sie nicht Lust, sich bei den irischen Patrioten zu engagieren?“

McDenglots ärgerlicher Blick brachte den Maschinenmaat zum Schweigen. „Wir brauchen also eine Menge Rohrstücke in verschiedenen Kalibern, äh, Durchmessern. Dazu Roheisen oder Rohstahl für Kanonenverschluss, Hülsenboden und Geschosse. Hinzu kommen Thermionit und Wasser für die Treibladungen.“

„Rohre und Rohmetall haben mir massenweise auf unserem Firmengelände“, sagte Bill Harding.

„Wäre zu aufwendig, das aus Bristol heran zu schaffen“, stellte Lydia Smythe fest. „Das kann Henlon Industries fraglos besorgen und mit den Shuttles zur Orbitalstation bringen lassen.“

Eugenius McDenglot klatschte aufmunternd in die Hände. „Alle Wetter, es sieht tatsächlich so aus, als kämen wir doch noch voran. Wir haben ein Schiff, eine Mannschaft und nun endlich auch die Möglichkeit, es heimlich zu bewaffnen.“

„Mit ein wenig Blut, Schweiß und Tränen“, warf Bill Harding an. „Es wird eine verdammte Menge an Arbeit erfordern.“

„Und uns fehlt noch immer die militärische Besatzung“, erinnerte Lydia Smythe.

Doch das Schrillen einer Dampfpeife kündete davon, dass sich auch dieses Problem seiner Lösung näherte. Auf der Straße näherte sich ein altersschwacher Mietbus, dessen Kolben vernehmlich klapperten und aus dessen Rohren an verschiedenen Stellen Dampf entwich. Immerhin kam das

Vehikel voran und kurz darauf, entstiegen ihm Rufus S. Gunning und eine Gruppe Männer und Frauen, die viele Dinge gemeinsam hatten. Sie mochten nicht mehr die Jüngsten sein, aber sie alle wirkten trainiert und machten ganz den Eindruck, dass es wohl besser sei, sich nicht mit ihnen anzulegen.

Der pensionierte Sergeant Gunning baute sich vor McDenglot auf und vollbrachte eine präzise Ehrenbezeugung. „Sergeant Rufus S. Gunning von den Royal Marines, Captain, Sir. Im Ruhestand, aber keineswegs eingerostet. Wir kommen zum, äh Clantreffen der McDenglots, Sir.“ Der mächtige Schnauzbart verschob sich ein wenig, als der Ex-Sergeant andeutungsweise lächelte. „Unsere Röcke haben wir aber nicht mitgebracht.“

„Das nennt man hier in Schottland Kilt“, meinte McDenglot. „Und den Ruhestand können Sie vergessen, Sergeant. Sie sind ab sofort wieder im Dienst, wenn auch inoffiziell.“

Er sah sich die Gruppe an, die Gunning mitgebracht hatte. Die Leute waren wie gewöhnliche Urlaubsreisende gekleidet und standen auch nicht in militärischer Formation. Sie wirkten entspannt und hatten doch etwas verborgenes, lauerndes, an sich.

„Schön, ich denke, ich sollte ein paar Worte an Sie richten, damit Sie wissen, was auf sie zukommt“, wandte er sich an die Männer und Frauen.

Bevor er fortfahren konnte, räusperte sich Gunning. „Royal Marines ...“, sagte er mit halblauter Stimme. Innerhalb von Augenblicken stand eine sauber ausgerichtete Doppelreihe vor dem Captain. „Achtung!“ Während ein Ruck durch die Formation ging und jeder der ehemaligen Marines einmal mit dem rechten Fuß auf den Boden stampfte, fuhr der Sergeant zu McDenglot herum und machte nochmals eine Ehrenbezeugung. „Ich melde den Zug bereit, Captain, Sir.“

McDenglot erwiderte den militärischen Gruß und dankte, dann sah er die Männer und Frauen der reihe nach an. „Herzlich willkommen auf McDenglot House. Sergeant Gunning wird Sie schon ungefähr ins Bild gesetzt haben, aber ich will es trotzdem sagen, denn noch können Sie umkehren – Ich bin Captain Eugenius McDenglot und habe das Kommando über die *Star-Steamer*. Wir werden mit dem Schiff in den Raum gehen und dort wahrscheinlich kämpfen müssen. Keiner von uns hat diesbezügliche Erfahrung. Es kann durchaus sein, dass jeder von uns dabei den Tod findet. Ich habe Verständnis dafür, wenn einer von Ihnen jetzt umkehren will, aber jeder, der mitmacht, ist willkommen.“

Keiner der Ankömmlinge zuckte mit der Wimper.

Gunning räusperte sich. „Alles Royal Marines, Sir. Jeder Einzelne von mit Handverlesen. Da kneift keiner. Die wissen genau, worauf es ankommt, Sir.“

„Hm.“ McDenglot waren zwei Männer in der ersten Reihe aufgefallen. „Und die beiden da? Auch Marines?“

Die Männer waren ungewöhnlich klein, kaum hundertfünfzig Zentimeter groß, hatten eine bräunliche Hautfarbe und wirkten ein wenig asiatisch.

Erneut lächelte Gunning unmerklich. „Das sind Chittahong und Jangbadur vom Stamm der Gurung aus dem Westen Nepals.“

„Nepals?“

„Sie sind Gurkhas, Sir. Die Allerbesten, wenn man von den Marines absieht, natürlich. Geben Sie den beiden regelmäßig ein Schälchen Reis mit Dal, und ein paar Feinde zum abschlachten, und sie sind glücklich.“ Der Sergeant machte ein sichtlich zufriedenes Gesicht. „Wie ich schon sagte, Sir, alle Handverlesen.“

McDenglot hatte keine Ahnung, was dieses Dal wohl sein mochte, aber er war sich sicher, dass die *Star-Steamer* nun endlich auch eine militärische Besatzung hatte. Es war höchste Zeit, Sir Jonathan Henlon eine Wunschliste zu übermitteln, damit die Mission beginnen konnte.